



UNIVERSITÄTS-  
BIBLIOTHEK  
PADERBORN

## **Universitätsbibliothek Paderborn**

**Semiramis**

**Hille, Peter**

**Berlin, 1900**

**urn:nbn:de:hbz:466:1-28449**

# SEMIRAMIS: CLEOPATRA

VON PETER HILLE



Karl Voegels Verlag, G.m.b.H. Berlin, O.27, Blumenstr.

Verlag Dr. Potthof & Co., Berlin W 30







64

PETER HILLE

# Semiramis

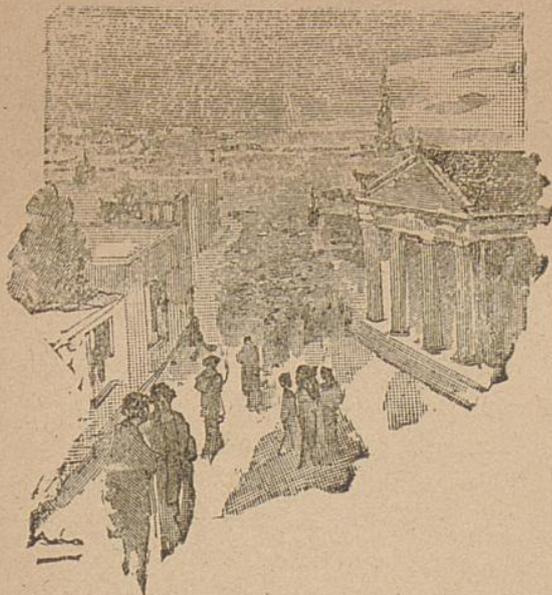


Verlag Dr. Potthof & Co.  
BERLIN W. 30



791 13594

Standort: P 11  
Signatur: CQCH 1932  
Akz.-Nr.:  
Id.-Nr.: W3070017



Sie standen sich gegenüber.  
„Haben muss ich Semiramis auf alle  
Fälle. Hörst du, Mann? Zu Unrecht  
ist sie dein. Zu Unrecht, trotz  
Astartes Segen. Trotz Weihrauch  
und trotz Priesterlieder. Zu uns ge-  
hört sie. — Höher zu den Göttern.  
An meine Seite!“

Ormes war in die Kniee gesunken.  
Die spitze Byssusmütze fiel von  
seinem Haupte.

Dann erhob er die Augen, ein  
Flehen war darin wie eine gewun-  
dene Flamme.

„Gebierter“ — begann er — „siehe,  
ich halte mit starkem Arm an deiner  
Statt die Völker nieder und wache  
mit deinen Blicken über dies Land.  
Schlaf kommt wenig in meine Augen

und jede Mühsal findet mich bereit....

Da ist es denn Semiramis, in deren Odem ich wieder neue Kraft mir schöpfe — Kraft zu deinem Dienste. Um sie bin ich hinaufgestiegen die Stufen erklirrender Ehre.

Was von ihr kommt: aller Mut und alle Lebensfreudigkeit kommt ja doch zu dir wie ein treuer Hund. — Lass mir Semiramis!

Sieh, die Götter gaben sie mir aus der Hand des Priesters. Nur der Schmeichelwind ihres Odems stärkt mich, dass meine Brust dem Wolkenwegfeger, dem Sturm deiner Feinde standbietet.

Gewaltiger König, erhöre deinen Knecht!“

Doch dieser winkte schier unwillig ab. Seine schwarzen Augen hatten einen glühenden Stern. Und dieser Stern hiess Semiramis. Und seine Stimme sagte hart und klar wie Schwertesstreich: „Nein, Semiramis ist mein, Knecht. Die Sonne sucht eine Blume, die Semiramis heisst, und du willst sie hindern, diese ungeheure Sonne? Verwegener, der Strahl, der segnet, kann auch zerschmettern!“

Und Ormes, der gewaltige Heeremann, erhob sich wie zerschlagen und schwankte von dannen wie

etwas, das sich selbst nicht mehr angehört.

Und stieg vor des Palastes Pforte in seine Sänfte und liess sich tragen durch den summenden Tag der reichen Weltstadt. Je näher er aber seinem Palaste zuschwankte, zu dem es ihn sonst so hingesehnt, um so fremder, um so banger ward es ihm.

Am bangsten aber, als er durch den überdeckten und seitlings mit Teppichen eingefassten Gang kam, der von seinen Gemächern zu dem Hause führte, das, umfungen von Rosenhainen und plätschernd von Springquellen, in denen goldene Kugeln tanzten, Semiramis und ihren Frauen zur Wohnung eingerichtet war. Ein kleines braunschwarzes Mädchen, einen gelbseidenen Burnus auf dem krausen Köpfchen, scharlach angetan mit einer violetten Binde über der Gewandung, zog den schweren Vorhang leicht zurück, der mit grossen, weitauseinanderstehenden Ringen über eine goldene Stange griff und in grossen, wildüppigen Blumen sich hervortat, die sich ausbogen wie ungezügelter Leidenschaft und gross wie Menschen waren.

Semiramis war allein.

Sie sass auf einem goldenen Sessel mit Kissen, die getränkt waren in dem Saft der Purpur-

schnecke, den die Kaufleute aus Tyrus in silbernen Dosen zu unterst ihrer Waren in geheimen Säcken führten.

Von der Braue zur Nase zog sich die Strenge der Unzufriedenheit: Zeichen grossen Wollens, dem Kleines entgegensteht. Leise läuteten die Kettchen an den feinen Knöcheln bei ihren elastisch schnellen Schritten.



Triumph stieg bei seinem niedergeschlagenen Anblick, der ihr sofort alles verriet, in ihren Augen auf.

Und wie sie mit dem Kopfe nickte, bewegten sich die bläulichen Schlangen ihrer Haare auf ihren Schultern. Ueber den Löwenkopf, der als Spange ihres Gewandes Gürtel zusammenhielt, lief ein gleissendes Glänzen.

Nun erhob sie den Kopf und blickte ihren Mann versuchend an.

Wie Leuchten im Winde flackerten ihre begehrliehen Augen. Verwegene Kühnheit lagerte sich über ihre Mienen.

Was Hohes!

Herrscherin war sie.

Nicht Gattin — wenn auch des ersten Beamten. Das roch zu sehr nach Untertanen und sie sagte:

„Es ist recht so. Meiner Mutter träumte von einem Throne, da sie mit mir ging. — Gib mich ihm!

Sieh, was hilft es auch, ihm etwas zu verweigern? Du bist in seiner Botmässigkeit. Er kann tun mit dir, was ihm beliebt. — Und mit mir auch.“

Ganz sprachlos sah Ormes die Redende an.

Sie aber, als sei es das Einfachste von der Welt, fuhr unschuldig fort:

„Ja, nicht wahr?“

Wie ganz anders konnte sie da für ihn eintreten!

Und immer dieser jähe Wechsel in Blick und Wort: Unschuld und Gewissenlosigkeit!

Innerlich war sie schon nicht mehr seine Gattin. Und da war schon der andere Gang.

Sie war und ging die feierliche Fügsamkeit einer Braut.

Ormes erinnerte sich mit Schrecken an einst. Für ihn war's auch so gewesen. Und dann dieser lässige Gleichmut, mit dem die Frau am Gefährlichen, am Herzklopfen, vorbeigeht.

Sie ist das so von der Liebe her gewohnt: die Leidenschaft ein-



geschlagen in die Tücher der Sanftmut.

Und vielleicht?

Ninus war oft leidend. Sein Magen konnte wenig Speise vertragen. Bei Festmahlen musste er sich der Braten und kostbaren Fische peinlich enthalten und nur einen Becher Festwein hatte ihm der Arzt gestattet.

Kinder waren nicht da.

Was ninderte, dass sie ihm alsdann wieder die Hand reichte und ihn aufs neue erhob an ihrer Seite — diesmal auf die Höhe des Thrones.

Ormes schüttelte heftig mit dem Kopfe:

„So hast du immer fremd hingelebt an meiner Seite? So hab' ich



nur deinen Leib besessen, den ich schmückte und nährte — von meinem Sinn ist aber nichts in dich hineingewachsen! Du löst uns nicht anders wie ein Bündel. Dein Leben aber ist ganz in mich hineingewachsen, das schneidest du ab.

Fluch deinem blendenden Gassenleib, Fluch der Stunde, da ich taumelnd und rauchend von Blut und Stolz unter rottropfendem Lorbeer-

zweig einzog von einem ersten Siege  
und du am Wege standest!

Wie damals deine Augen zu  
mir herüberlohten: bewundernde  
Juwelen.

Da geschah es, da zog ich dich  
an meine Seite zu allen meinen stei-  
genden Ehren und hielt dich verbor-  
gen und trug schmäbliche Heim-  
lichkeit versteckt dich schmücken-  
den, verstohlen dich kostenden  
Glückes, bis Mut und Ruhm ge-  
bräunt, bis mein Tun erwachsen  
war im Ansehen und ich über den  
Wünschen meines Vaters stand.

Da nahm ich dich, und Töchter  
hoher Würden und angesehener  
Häuser grollten mir um der Bett-  
lerin willen.

Die Bettlerin warst du.

Welch ein Fluch, mit dem mich  
Astarte versengte an dem unheil-  
vollen Tage meines ersten Sieges!

Mein Jugendsinn so voll, und  
alles zündetest du, wie die Flamme  
des Wergs zündet des Scheiter-  
haufens duftende Holzmassen.

Dass ich mich nicht losreißen  
kann und verbluten muss. Verbluten  
an dir, du Feile!“

Semiramis sah dem Tobenden  
ruhig ins Auge: „Wie niedrig du  
doch bist! Also darum erhobst du  
mich, um mich später zurückzuba-

ten? — Wir sind quitt. Du bist ein Sklave, Ormes, und willst mit deinem Sklaventum andere halten. Nicht so ich. Gerne geb ich's dir zu: Ich war Sklavin — war sogar Findling. Trotzdem treibt es mich weg, weit über dich hinaus: wärest du grossgeartet, meiner würdig, königlich, du würdest mich darum ehren!

Bleib du nur stehen in deinem Dunkell! Aber über mir hellt sich der Himmel, leuchtet auf zu einer Krone und die drück' ich tief und fest mit all ihrem starken Flimmer auf mein blauschwarz' Haar. Und kein Arm soll mich hindern. Auch der deine nicht. Ich bin hinausgewachsen über dich.“

Sie stand auf und wies die Hand von sich, die sie ihm einst geboten, dass er sie erhebe. Er aber zuckte zusammen in ihren Purpurstuhl.

---

Semiramis ward zur Göttin diese Nacht. Schrankenlose Weite dehnte ihre stolze Seele zum ersten Male aus.

Sie, das Findelkind des Hirten Simas, die ausgesetzte Tochter der Dirne Daketo, fühlte sich Königin!

Was konnte da noch kommen?  
Und wer sie zurückhalte...?

Ihr Gatte?

Eine Königin?

Ihrer Vergangenheit hatte er genügt, weil sie da, das arme Findelkind eines notleidenden Mannes, niedriger stand als er.

Nun aber, seit dieser hellen Aussicht, stand sie höher und er: so viel niedriger als sie.

Er durfte sie nicht aufhalten.

Das musste er doch einsehen.

Und dann? — — — — —

---

„Der Sterndeuter!“

Semiramis nickte. Eilig wichen die Ringe, und die gelblich schmalen Hände auf dem grünen Gewande über die Brust gekreuzt, trat Baal-Amun, der Sternpriester, über die edelsteinbesetzte Grenze, die das innere Reich der Gewaltigen von der Aussenwelt schied.

Er verbeugte sich noch einmal, dann richtete er sein bleichbraunes, edles Antlitz frei empor. Der schwarze, lockige Bart darin war wie ein Gewölk in der Herbstnacht, das den Mond noch bleicher erscheinen lässt.

„Herrin“ — begann er — „ich harre deines Befehls.“

Semiramis sah den Priester um so fester an, je unsicherer ihr zu Mute war.

„Baal-Amun, du weisst, welches die hellen Bahnen sind, in denen unsere dunklen Schicksale wandeln. Baal-Amun, du weisst, wie der Königin sorgende Gedanken das Krankenkissen ihres Herrn und Gemahls umwandeln, der sie aus Niederheit erhob, bis die Krone Assurs ihr schauerndes Haupt berührte.

So sage mir denn, was die Himmlischen beschlossen haben mit meinem hohen Herrn und Gemahl, auf dass meine Pflege und Sorge in Einsicht wandelt.“

Der Sterndeuter zog seine Blicke aus der geistigen Ferne zurück, in denen auf ermessenen Bahnen die Sterne wandeln, wie man einen in Lüften jagenden Falken zurückruft auf die lederbewehrte Hand, und gab mit der Bestimmtheit der Erde den Bescheid des Himmels:

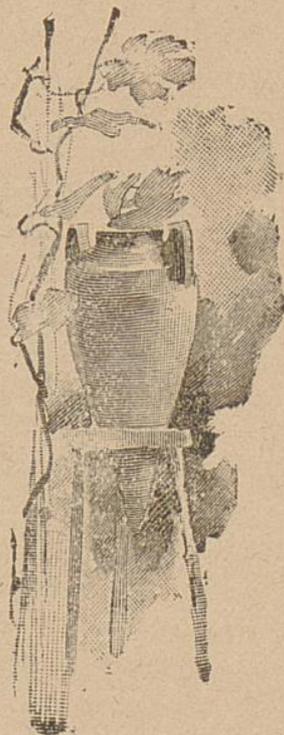
„Der Erbleicher, der Stern des sauerschweren Bleies hat sich eingebissen in die noch immer steigende Fürstenbahn des Königs Ninus. Und sein Schein hat dies Licht überhaucht und vergiftet.

Es glimmt nur noch — jegliche Pflege ist zu spät.

Achte auch auf deinen Stern! Denn wisse: Euere Sterne sind untereinander verwandt und eine Krankheit, die den Stern des Ninus

trifft, wird auch den deinen, Fürstin, nicht frei lassen. Auch deiner kann dann nicht ungehindert zu Ende leuchten.“

„Und welches wird die Krankheit sein, die meinem Stern“ — hier



blieb Semiramis, die sonst Starke, stocken.

Das Gefühl, dass auch an ihrem üppig starken Herrscherleben etwas Geheimnisvolles nage, war ihr zu bedrohlich — von innen heraus bedrohlich. Sie fühlte sich nicht mehr sicher in sich selbst.

Prüfend sah der Priester in sich:  
die Sterne.

Dann machte er sich durch eine etwas heftige Bewegung gleichsam los von sich selbst und begann:

„Eine Krankheit, Königin, scheint es ja nicht zu sein. Es ist etwas Jähes, etwas, das du mitbestimmt hast, wie ein Fallen von dir selbst. Mehr vermag ich dir nicht zu deuten. Dunkel und verworren ist alles, was so nah sich steht. Man kann es kaum auseinander halten, so geht es ineinander über.

Und dann: es schneidet eine solche Mitteilung in die Seele ein und dazu ist die Himmelsweisheit eine zu hehre Sache, als dass sie Seelenzerstörerin sein dürfte.

Du weißt nun, Königin, dass dir etwas aus der Nähe droht und das muss dir für den Augenblick genügen.

Hüte dich also in dir selbst Tag für Tag, niemals vergiss deines Sternes jähes Ende, dann vielleicht kann er fortleuchten.

Ich habe gesprochen — bedarf meine Herrin meiner noch?“

Semiramis winkte ab.

Dann sass sie still und sann.

Ihren geschmeidigen Zeigefinger hatte sie links gegen die Wange gelegt.



Woher spross die Gefahr?

Aus ihrem eigenen Blute?

War sie schon darin vorhanden  
oder ist die Gefahr ein Kind, mit  
dem man schwanger wird, das in  
uns wächst, von uns sich nährt?

Semiramis graute vor ihrer Fein-  
din: vor sich selbst.

Nie hätte sie früher geglaubt, sie  
könne sich fürchten.

Und dies war Grausen.

Dagegen liess sich nichts vor-  
bringen.

---

Tagelang ward gebaut. Tausende  
legten täglich Scheit auf Scheit. Wie  
ein hoher viereckiger Turm wuchs  
es empor.

Dann schreckten Posaunenstösse  
den noch ruhenden Morgen auf. Und  
wohin die ehern wilden Klänge  
trafen, da weckten sie trauernde  
Gemüter.

Halb Assur strömte herbei: habe  
es bei Gastfreunden geschlafen, in  
Zelten oder auch unter freiem  
Himmel — weit hinaus über die  
Tore ins gelbe Feld — so dass die  
Stadt, bis ins Doppelte gewachsen,  
nun einem Heerlager glich. So wie  
es war, strömte es hinaus in die  
nüchtern lodernde Morgensonne, die  
alles anfasste, alles begrüßte, bei

nichts aber sich lange aufhielt, so strömte es aus ohne Imbiss und Morgentrunck — die Eingeborenen in ihrem besten Putz, die Fremden zum Teil verwildert durch die Nacht im Freien.

Allmählich sammelte sich auch des Reiches prächtige Würde und Höhe: die Sterndeuter und Priester in ihren langen, goldgrünen Gewanden, in den Haaren den Sternenreifen.

Und immer festlicher ward die Menge, immer lautloser, je mehr der Tag vorrückte.

Und die Schwüle nahm zu.

Die Menge erstarrte.

Und sie wich nicht. Nahm in schweigendem Zufluten noch zu.

Und immer mehr nahte sich die Bogenbahn des prächtigen Tagesgestirnes dem Thron seiner Höhe. Immer durchdringender brannte ihr Weltenherrscherauge nieder auf das Volk der Tiefe: auf das trauernde Assur.

Der Augenblick nahte.

Und wieder Posaunenstösse. Diesmal aber nicht so stossweise, den Tag weckend — den Trauertag. Nein: angehalten, feierlich. Und dazwischen leiseres Silber weicher klagender Töne, umflort und betaut von der Wehmut eines gewaltig

steigenden, nun betroffen niedertrauernden Reiches.

Die Klage schwoll. Und dann ertönte wieder der Ruf der ordnenden Posaunen.

Die Sonnenuhr auf dem grossen Baalplatze warf bereits ihren Schatten nahe vor die Scheitelzahl. Da öffnete sich der Tempel: in goldfarbenem Gewande, auf einem Kissen das heilige Rund, umgeben von flammendem Strahlenglanze, schritt einher der Priester des Baal. Daran schlossen sich in lichtgrünen Talaren die Priester und Deuter der Gestirne. Weiter folgte in Scharlachpracht der Priester der Astarte, wilde Blicke aus dunklem Antlitz werfend.

Dann rollte der Thronwagen an.

Auf ihm, knieend auf schwarzem Kissen, zur Seite den kleinen, kaum dreijährigen Ninyas, Semiramis: auf dem Haupte die florumflochtene Krone, aus der wie ein verdüstertes Auge ein vereinzelter Edelstein funkelte. Hinter dem prächtigen Streitwagen die Mächtigsten des Reiches: die Statthalter und Feldherren.

Man war angekommen.

Die Priester umgaben den Turm der Scheiter, den ungeheuren Altar, auf dem Ninus dem Baal zum Opfer gebracht werden sollte.

Bereits in der Nacht hatten Krieger den Leichnam ihres heldenhaften Siegführers nach oben gehoben mit Rollen und Balken.

Nun lag er da auf seinem prachtvollen Ruhebett, überdeckt mit Blumen, und harrte seiner Verklärung.

Der Priester des Baal und die Feldherren wie die Statthalter des Reiches fingen an die Stufen hinauzusteigen, um auf der Höhe die Plattform einzunehmen, da der verstorbene König ruhte.

Der Wagen der Semiramis aber hielt vor dem Scheiterhaufen — soweit zurück, dass sie das Königslager da droben auch von unten her im Auge behielt.

Bald umwölbten dichte Weihrauchwolken das Lager und die Bestatter, die den Verewigten umgaben, und ihn in den Himmel, seine ewige Heimat, trugen.

Nun hörte man von oben wie aus Himmelsfernen den Gesang des Priesters:

„Baal, König der Welt, erbarme dich deines Dieners, des Königs von Assur.

Nimm ihn auf zu dir in dein leuchtendes, strahlendes Reich.

Denn er wandelte hienieden wie du wandelst da droben.

Wie du vom Aufgang schreitest

zum Niedergang und alles dir unterwirfst und nichts ist, was nicht deine strahlende Hand berührte, so auch dein Diener Ninus, der König von Assur.

Auch er zog von Osten gen Westen, um sein Reich auszubreiten, das auch dein Reich ist. Seine Herrschaft, die auch deine Herrschaft ist, ein opferfreudiger Dienst zu deinen lichten Füßen, hoher Himmels herr!

So nimm ihn denn auf, deinen Gast, in deinem hohen Himmels-  
haue, lass ihm entgegenziehen alle,  
die seines Hauses und Stammes sind,  
auf dass sein Herz fröhlich werde  
und vertraut sich fühle in der  
strengen Höhe.

Ninus, unser König, lebe wohl  
und bringe dem hohen Baal den  
Rauch der Opfer mit, die wir nun  
anzünden zu seiner Ehre und zu  
deinem Heile!“

Ein Posaunenstoss folgte diesem  
Gebete.

Und die ganze Reihe der Altäre,  
die vor dem Scheiterhaufen auf-  
gestellt waren, erglühte plötzlich in  
hellen ölleuchtenden Opferflammen,  
die fröhlich das erlesene Opferfleisch  
verzehrten.

Droben aber die glänzende Ver-  
sammlung begann langsam hernieder

zu steigen auf bunt sich belebenden  
Stufen.

Nun war auch der Baal - Priester  
wieder unten angelangt.

Er zündete eine Fackel, die einer



der weissgekleideten Unterpriester  
ihm reichte, am nächsten Opfer-  
altare und trat zur Mitte des Schei-  
terturmes, wo in einer nischenarti-  
gen Höhlung Pech und Werg lagen,  
welche sofort Feuer fingen.

Die Flamme lachte und krachte

und stieg, wie um zu begrüßen die unsterblichen Götter oben, und unterwegs den Ninus, der weiter hinan auf sie wartete, mitzunehmen.

Fürwahr, ein feierliches Schauspiel. Wie gewaltige goldene Bänder, so schmiegt die weichen Flammen sich an den rauhen Holzstoss, wie das Weib sich schmiegt an die Brust des Mannes, und führten so nebenher, ohne dass es weiter auffiel in diesem goldenen Sturme, den Rest des Stoffes mit, der einst Ninus war, den er auf der Erde zurückgelassen: diesen führten sie seinem Geiste nach. Wie kleine befreite Geister stiegen losgelöste Funken fröhlich empor. Bald war der schwere, traurige Rauch ganz verzehrt, und alles stand in klarer Glut und bald fielen auch die ausgehöhlten Stockwerke des Turmes krachend in sich zusammen.

Als Semiramis diesen flammenden Zusammenbruch sah, da war es ihr, als breche auch ihr Leben und Reich in Flammen zusammen, wie das des Ninus nun.

Und sie gelobte sich, sein Ansehen so hoch zu halten, wie er selbst gewesen. Die ganze Welt sollte sagen: Er lebte nur für Assur!

Und höher und höher lohte die

Flamme und die Menge sank in die Knie und murmelte:

„Baal hat ihn aufgenommen, die Sonne hat sich geöffnet für ihn.“

Und wieder herrschte lange Stille. Das Leben getraute sich nicht zu beginnen. Assur war im Himmel.

Und was blieb zurück? Man sah einander an. Fort war, was sie einte.

Da — ein Gedanke.

Bei vielen. Allen zugleich.

„Semiramis.“

Wie sie den goldenen Wagen umbrandeten, die Wogen!

Die Woge des Schmerzes und der Hoffnung, die Woge, die Halt sucht und ganz nur Vertrauen ist.

Nur ein Summen, keine Stimme darin.

Bald stand der Scheiterhaufen verlassen. Nur die Ehrenwache hielt bei ihm aus, nicht das Volk.

Und nun begann der Wunderbau, den sie seinem Gedächtnis errichtete, aber in ihr war die Liebe und das Gedächtnis an den, der sie zu sich erhoben, längst erloschen.

---

Nach Indien! War das ein Blitzen und Prunken in schimmerwogenden Reihen, als ziehe das ewige Meer über die ächzende Erde.

Es war die weiter wandernde Grenze des Reiches, ein immer weiter sich ausspannender Gürtel, und die goldene, edelsteinleuchtende Spange darin war die Königin selbst: Semiramis.

Die sollte sein Denkmal werden und zugleich ihres.

Wie wird sie alles mit aufnehmen, fassen, wie wird jeder einzelne Triumph sie durchleben, wenn sie mit dabei ist.

So wird sie an ihrer Grösse wahrhaft sich verjüngen. Alles das, was wurde, es ist wie ihr eigenes Wachstum, niemals wird man es von ihr trennen können.

Wie würde da eine Empörung möglich sein?

Undenkbar!

Angliedern will sie, was er nicht mehr erreichen konnte.

Seine Ehre -- und als deren Gegenspiel: ihr Ruhm.

So, nun war man da in diesem märchenhaften Lande. In üppiger Strenge, massig gewellt, stiegen die weissen Tempelmengen aus dunkelbrütenden Waldungen auf. Keine Aufschrift: Alles hell und leer und gross, weil es innerlich war!

Und dieses Grosse nahm alles hin, und klein wie das Auge der Schlange hervorglüht unter gewal-

tigen Blumen, glühte das heisse, kleine, tückische Leben. So bang ward einem hier im Märchenlande! So verraten!

Und deshalb kam es auch nicht zu rechter Begeisterung. König Stabrobiles fiel es gar nicht ein, sich zu unterwerfen. Seine Bogenschützen schwirrten wie grosse, böse Insekten in Sumpflandschaften immer um das ungeheure Heer wie um einen Elefanten, dessen Haut zu zart geraten.

So ging es Tag für Tag.

Und man zählte immer weniger der stolzen Streiter!

Wo waren sie, die dreimaltausendmaltausend Fussgänger, die tausendmaltausend und fünfhundertmaltausend Reiter, die hunderttausend Streitwagen?

In drei Teile war diese ungeheure, verderbenklirrende Menschenmasse auseinandergefallen: zwei hatte der kleine schwirrende Feind zu Boden gestreckt und mit sich geführt in die hohen, grausam fremd flüsternden Wälder, allda sie verschwunden waren, als hätte ein verderbender Gott sie von dannen geführt.

Und nur ein Teil: nur tausendmaltausend Mann Fusstruppen, nur fünfhunderttausend Reiter, und die Lenker von dreissigtausend Streit-

und Erntewagen sahen das Land der grossen Gärten, das gewaltige, schlammetsprossene Land zwischen den befruchtenden Strömen wieder.

Und Semiramis war, als sei ihre Seele fortgewischt in ihr wie eine schlechtgelöste Aufgabe.

Das ging nicht mehr!

Sie durfte nicht festgeheftet werden an solche Züge. Es konnten ja auch Assurs Götter schlafen. Und dann litt sie alle Schmach gleich mit. Es blieb schon besser: sie machte sich frei. Sie wollte herrschen und die anderen sollten in ihrem Namen siegen, und verloren ihre Feldherren: nun, so konnte sie strafen und damit andere schrecken und zu grösserem Mut und Umsicht reizen.

Es ist besser: eine Spitze bleibt oben auf der Burg, zu ragen und ruhig und mächtig zu sein — als es ist leer da, während sie fort ist.

Wie leicht kann da, unbeaufsichtigt wie alles liegt, wer einbrechen!

Und das Herrliche: die Bauten, die Werke, die auf Nachgeschlechter den Ruf künden, sie alle werden nicht gefördert, wenn das Auge des Herrschers fehlt — deshalb musste sie zurück.

Und so ward es verkündet.

---

Und als Semiramis zurückkam von Indien und dem grossen Mal des Todes, der über die ganze Stadt hinweg ihr zugrüsste zur Zinne ihres Palastes, da fühlte sie, wie er ihr Lust und Grösse zugemessen. Sie bekam erst, was er übrig liess.

Mit dem von breiter Unterlage aus immer mehr sich verlierenden Steinbau war die Grösse nachtrauernder Gefühle derart ausgegangen, dass ihr dies aus erster Begeisterung ihres dankbaren Herzens gestaltete Zeichen nunmehr wie eine steinerne Lüge erschien.

So musste denn die Vergangenheit überragt werden. Ueberragt das grosse steinerne Gerippe des Todes durch noch kühneren Bau: durch eine astartisch lusttaumelnde Erde, die ihren umkränzten Becher hineinhebt mitten in den noch mehr seligen, unsterblichen Taumel der hohen, kraftfreudigen Götter Assurs.

Und nun war sie frei, gross, und herrschte über allem, weil sie lebte.

Nichts hatte sie neben sich — aber wer würde sie ehren?

Wusste sie doch, wie so wenig es war, was spätere ehren. Aus sich selbst wusste sie das.

Nein, sie wollte selbst ihre Ehre gründen.

Mit all' ihrer Macht, all' ihrem Leben.

Das eine sollte am andern steigen, sich messen. Grosse, gewaltige Teile der Erde, die mächtigsten, reichsten wollte sie unter sich sehen. All' ihre braune, sehnige Kraft, alles was mannbar war, sollte ihrem Ehrgeiz dienen und von dannen ausziehen, noch mehr Ueberfluss zu erbeuten und Reichtum mächtiger Gebiete, um ihren Ruhm zu erhöhen.

Und alles, was in ihrem Reiche blühte an Jugendkraft und Unge- stüm, das sollte verröcheln an ihr. An ihr, dem Weibe, und an ihr, der Herrscherin, die keinen Untertanen über sich wissen kann, verröcheln im Tode.

Oben auf dem letzten, von Kletterrosen überrankten Absatz ihrer steigenden Gärten ladet ein Lusthaus ein. Fröhlich und stark schallt von den breiten Plätzen, den sum- menden Strassen das Leben der Stadt herauf, man sieht im Hafen auf dem ins unendliche sich verlierenden silbersonnigen Meer Güter auf Güter dem gewaltigen Herzen des Reiches entgegenfluten.

Zu Hause sollte ihr Leben sein!

Ihre Grösse aufblühen zum Him- mel. In ihrem Babylon, darin der Boden eine Wärme hatte, als wäre

er der flammende Baal, die lodernde Semiramis selber, da wollte sie an erlesener, weithin sichtbarer Stelle alle seine Kraft entfachen zu den kostbarsten Gewächsen, loderndem Ausbruch von Duft und Farben.

Und diese duftend strotzenden Gärten sollten emporführen bis zu jenem Lusthaus, da sie selbst blühen wollte, mit immer erneutem Blütenwachs emporflammen: eine königliche Opfer- und Herrscherfackel bis hinauf zu Baal und Astarte.

So in immer üppig entfacher, nie welkender Kraft des Lebens und der Liebe wollte sie ihre Kraftfülle rege und lebendig erhalten.

Alle aber, derer sie genossen, die so hoch hatten auflodern dürfen, sie durften nicht zu Niederen mehr auf Erden weilen, vielleicht gar sich ihrer Macht rühmen — nein: sie gab dem Volke Glanz und Macht — nur recht und billig, dass das Volk ihr auch die dreihundert Männer stelle.

Es war noch bescheiden.

Ein Krieg ist so viel teurer an Menschenleben und reich an Mühsal.

Und so stieg denn unter einem Haar von Laub die blühende Stiege wie ein Scheitel empor zum Gipfel ihrer Lust.

Und da alles fertig war und

prangte wie ein Altar, darauf das Opfer gebracht werden sollte, da sandte sie den Herold unter das Volk.

Gerade aber gegenüber dem Palast war ein grosser Platz und darauf stand dicht gedrängt das Volk, um sich das schwindelnd hohe, mit Blütengürteln eingefasste Wunderwerk von Treppe und das mit Gold und Marmor wie mit üppigen Geweben winkende Lusthaus anzusehen.

Unter diese trat der Herold und las von einer Tontafel:

„Lang lebe die Königin!

In ihrer grenzenlosen Huld und Liebe hat sich Semiramis, die Tochter des Himmels, eurer erbarmt, sie zieht euch, das Volk, zu sich hinauf.

Wer wird nicht gerne dort weilen und sterben?

Bedenkt es, ihr Jünglinge und Männer!

Wer wird da nicht gerne werben und sterben!“

So sprach der Herold mit harter, greller Stimme. Als erster trat ein stolzer Mann hervor, ein Herr dem Menschen nach und wie zum Herrscher geboren.

Ihr heisser Blick berauschte ihn: heiss und bleich, in wonnevollem Sterbenmüssen küsste er die rote



Lippe, die das Siegel ward unter der Unterschrift seines Todesurteils.

Und sie lebte auf in seiner Liebe und überlieferte ihn dann dem Henker.

O, wie so reich wird vorüberziehen vor ihres Leibes blendend fiebernder Leuchte der Lebenszug ihres schönen, siegesstolzen Reiches — der Zug des Todes.

Jeden Tag ein anderes Jubeln!

Aus dämmerigen Tiefen der Marmorgemächer quellen üppige Polster purpurn und meergrün. Der volle Mond ist im Osten aufgegangen, und der ganze weite steigende Garten wie ein girrend verhaltenes Fest von Astarte-Tauben.

Ein Jüngling, hinter dem zwei finster feste Männer mit schwarzen, keilförmig zugehenden, in einzelne

Locken gewundenen Bärten dahergehen. Sie setzten ihren unerbittlichen Schritt hinter seinen zagen, und immer benommener wird ihm und immer beklommener stockt sein Atem.

Er hört sein Herz bis zum Halse schlagen, und ihm ist, als würde seine Seele wie eine Leier gestimmt zu seinem Schwanengesange. Seine Schritte sind gehobene Flügel.

Eine schwarze Sklavin, reichgelben Byssus auf dem glänzenden Ebenholzleibe, schlägt den Teppich der Pforte zurück und zieht ihn dann sorgsam wieder vor.

Nun steigt sie langsam die Stufen hinunter: ihr Amt ist zu Ende.

Ihre Stelle draussen nehmen nun die beiden Männer ein. Nur einen Steinwurf weit treten sie zu beiden Seiten zurück und verharren lautlos.

Dem Jüngling steht das Herz.

Eine fremdartige Feierlichkeit verheissenden Genusses, ein gebietender Rausch, der sich hingibt.

Eine Königin, die beherrscht sein will. Eine Eroberin, vor der die Lande des Erdkreises beben, an der Edelsteine in allen Feuern locken und ein letztes zartes Gewand zum Zerreißen entflammt.

Blauschwarz, mit irrend flirrenden Goldfäden durchzogen, ringeln

sich die blauschwarzen Locken um den schwellenden Adel ihres leuchtenden Halses. Reich und golden dunkelt das Tal zwischen den beiden blendenden, von zahllos quellenden, wie Erzadern vor Fülle wehenden, von Blutbächen durchzogenen Höhen, auf denen hoch oben die Knospen des Verlangens



glühend und immer mehr glühend sich entzünden.

Und diese Arme, sehnstichtige Panterarme, die sich dem zitternd wildwerdenden Jüngling liebend entgegenstrecken.

Ein Jüngling war es, der fremdartige Gebilde in seinem Geiste trug, die seine euxinische Heimat nicht zu nehmen wusste und der nun gegangen war, um in Ninive, der

Stadt der Grossen, die ein einziges Denkmal — schon dem Namen nach: Stadt des Ninus — sicher auch für ihn, sein Höchstes und Bestes Verwendung hatte, um da sich ausleben zu können in Kunst und Menschheit.

Und er konnte sich ausleben!

Schneller als er selbst gedacht.

Ueber seinem seltsam schönen Schöpferhaupt flutete wie Meereswogen sein Haar und lag ein Schimmer darauf, wie auf allen Dingen, die hehr und heilig sind von Geist und Art: ein Schimmer wie auf Tagen der Schönheit und geheimnisraunenden Zweigen eines heiligen Haines, auf rüstigen Wogen des Windes, wie auf den unruhig unendlichen Kindergedanken des Meeres.

Noch zaudert er — dann sank er mit einem Jubelschrei vor ihrer Schönheit in die Knie.

---

Der Tag zog seinen träumerischen Geisterschein aus dunkelnder Dämmerung und es ward heller.

Wie die gelbe Seide ihres Byssusgewandes, schienen die Wangen der Semiramis jetzt matt. Und ein leises Grau lag um die Scharlachblüte

ihres Mundes, dieses seltsam hartweichen Mundes, über dem sonderbar harten, drohend zarten Kinn.

Nur die dichten, rabenschwarzen Brauen über der schmalen, elfenbeinzarten Nase, aus der ein leises Pfeifen ging und ihren Worten eine feierliche Strenge gab wie vom Gesang eines Opferpriesters, nur diese Brauen schienen sich noch schärfer, dunkler zu spannen. Dann berührte sie den Klopfer eines Metallbeckens.

Zwei feste, dunkle Hände legten sich auf die Schultern des eben Eingeschlummerten.

Verwirrt schaute der Jüngling um sich und dumpf, immer noch ohne Besinnung, liess er alles mit sich geschehen und schwankte zwischen beiden davon.

Draussen sollte er weiter schlafen — und nicht mehr geweckt werden — der Müde.

Semiramis aber war, sobald der Vorhang sich schloss und den schwertes - scharfen Morgenschein wieder mit sich hinwegnahm, mit melodisch tiefem „Ach!“ zurückgesunken.

Und war nun längst in einem noch grösserem Reiche, als ihres war: im mohnblumenschweren Traumesreiche.

Und träumte da von waffen-

klirrenden Eroberungen und thronbetäubenden Jubelrufen einer Marmorstadt ohne Ende und noch viel schöneren Jünglingen, als wohl die Erde trägt.

Und diesen Traum der Semiramis stellten dann Assurs Baubildner dar.

Draussen aber sah der Mann mit dem Schwerte grimmem Behagen auf den Jüngling nieder, dessen von so königlicher Liebesnacht gebeugten Nacken der erste Sonnenstrahl traf und der letzte. Denn in diesen Strahl sauste das Beil.

Und mit demselben grimmen Lächeln trocknete der Rote sein bläulich, böse leuchtendes Schwert mit weichem gelbem Tuche: war es Schadenfreude, war es, dass er des Opfers Liebeswönnen in seinen groben Mannessinnen nachkostete.

Und da lag es nun, getrennt vom zarten Rumpfe — das Haupt. Wie Meereswiesen flutete sein Haar und lag ein Schimmer darauf wie auf allen Dingen, die hehr und heilig sind von Geist und Art, ein Schimmer darauf wie auf Tagen der Schönheit und geheimnisraunenden Zweigen eines heiligen Haines, auf rüstigen Wogen des wandernden Windes und wie auf den unruhig unendlichen Kindergedanken des Meeres.

Herum aber stand das rote Blut

wie eine üppig wehe Blüte, als sei sie entstanden aus den abgehauenen Gedanken dieses welt schönen Hauptes.

So ein rohes, dummes Beil!

Da schlägt es in den Geist und trennt das hilflos dahinflutende Werk von seinem Quell, der es hätte hegen und hinausführen können an ausschauende Jahrtausende, denen es hätte Kunde geben können, dass Assur nicht nur Ziegel auf Ziegel zu legen instande sei, sondern auch von innen heraus die schöpferische Kraft des geistigen Wachstums habe: des geistigen Wachstums, das, wie die Blüte die gesammelte Kraft, das schönste Leben der Pflanze ist, so alle die höchsten, freien, eigenen Regungen. Nicht bloss die rohen, giftigen, welche die äussere Geschichte zumeist so schreiend, so heftig, so überaus weithin wahrnehmbar machen — und dabei doch so unzuverlässig — diese lärmenden Lügen.

Semiramis liess mit diesem einen Schnitt auch ihrem Reiche, auch sich selbst — alles das schon wenige Jahre später — das Haupt vom Rumpfe trennen.

Sie hat es nicht geachtet, nicht gekannt, was sie in ihren Armen gehalten. Die Welt, die ihr so nah,

Haupt an Haupt lagerte, sie hat sie nicht geahnt. Nicht gewusst, wie nah diese Fülle geistiger Kraft sie und ihr Leben, ihr Reich anging!

---

„Ninyas, komm, mein Kind, komm zu deiner Mutter!“

Der Kleine stiess mit seinem ganzen kleinen, bösen Körperchen um sich: „Will nicht!“

Und dazu machte er so ein paar feindlich abstossende Augen, dass der Mutter einen Augenblick das Leben stillstand.

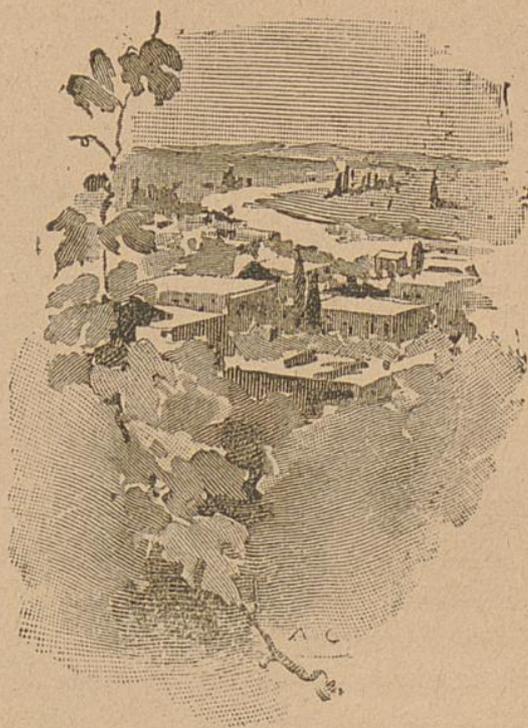
Dieser schwächliche Körper, wie sonderbar böse er war!

Semiramis bekam Furcht, zum erstenmal in ihrem grossseltsamen Leben, Bangnis vor dem Bösen, das sie geboren.

Das war jene Nacht.

Und ihr war, als sei aus Ormes' Sterbebett, aus seines Blutes verdampfendem Fluch, aus seiner Rache ihr Sohn gekommen: Vollstrecker des Fluches, des Urteils — ihr Kind und ihr Henker!

---



In grosser Trunkenheit gingen die Jahre ins Greisen.

Zweiundvierzig Jahrestage hatte Semiramis bereits gezählt, seit Assurs Krone von ihrem gewaltigen Haupte strahlte, und noch immer dieser Taumel und Rausch, der nur ein fürchterliches Ende kennt: die Schwäche.

»Noch immer die strahlende Unüberwindlichkeit ihres königlichen Leibes, noch immer neue Siege ihrer Nächte und Tage, noch immer die Niederlagen der Feinde — und der

Untertanen, die die Vermessenheit gehabt, sie zu besitzen — in der Frühe des Morgens. Und immer ungereimter erschien es der Kriegsgewaltigen, jenen Feind noch länger zu sparen, dessen sie bereits zu lang geschont und der ihre Güte und ihr selbst unbegreifliche Langmut nur mit Hohn lohnte. Hohn, der mehr in seinen Augen lag, als dass er in Worten hinübergetreten wäre.

Sie hat ihn geschont, den einzigen, den noch ganz jungen, da seine Knabenhaftigkeit es ihr angetan, sie so unwiderstehlich rührend angefleht hatte, sie noch reifen zu lassen.

So erst hat sie etwas von ihm.

So hat sie ihn reifen lassen an ihrer Seite. Hat er recht?

Das Spiegelmetall jubelt:

Ja! Deine Augensterne sind leuchtende Sonne!

Sollte sie, Semiramis, wirklich Göttin werden, ohne des Todes erst zu bedürfen?

Ja, üppiger, grösser, eigener, gebietender als sie kann eine Göttin auch nicht lieben.

Lieben und hassen.

Das ist eins: heisses Leben muss Blut trinken. Das ist alles so seltsam wild hinüber, verliert sich, Grenzen weichen.

Aber was für eine Göttin soll sie sein? Die Göttin der Liebe? — Des Lebens? — Des Todes? — Des Krieges?

Zwar Indien — es verdunkelt sich in ihr, wenn sie daran, an ihres Reiches ersten Schritt, zurückdachte.

Seitdem aber: Sieg auf Sieg!

Sie selbst war allerdings nicht mehr dabei. Ihre Feldherren vollführten alles für sie.

Aber in ihrem Auftrag.

Sie stand doch über allem.

Und vielleicht sollte das so sein.

Vielleicht war das erst göttlich und sie hatte nur darum Unglück gehabt, weil es früher nicht so war.

Göttin der Liebe?

Ja, das war sie. Alles an ihr war Astartedienst.

Sie war wie die frommen, üppig stillen Tauben; die Verjüngung und Durchflutung aller Kraft, die in Leib und Leben gegossen.

Und solange sie sich davon noch durchtränken liess, konnte sie nicht altern. Unter dieser wonnigen Lebendigkeit, wie wär' es da möglich zu Runzeln zu erstarren?

Astarte, Astarte!

Ja, wer weiss, ob du, Astarte, so mächtig, so heiss, so unerhört fühlst

wie ich! Armer Ormes, deine getreue  
Bravheit war für eine Göttin nur  
Verruchtheit, nur eine Fessel!

Dafür musstest du sterben! Das  
war dein Recht.

Und du, Ninus, wärest du länger  
geblieben, vielleicht hätte ich dich,  
statt mit neuem Berge zu ehren, mit  
eigener Hand beseitigen müssen!

Ninus, du warest weise im Leben,  
weiser aber noch im Tode! Und  
dass ich dir, üppig finstere Astarte,  
all' diese jungen und starken, männ-  
lich glühenden Menschen hernieder  
sende, sieh mal, wie frische ich  
damit dein blasses Reich auf! Nicht  
aufgebraucht, schwach kommen sie  
bei dir an, um als mark- und  
wesenlose Schatten in allen Winkeln  
zu kauern.

Nein, dort bei dir stürzen sie  
wie unersättliche Geister über die  
einsam ihrer Vergangenheit nach-  
trauernden üppig bleichen Weiber  
her.

Mit derben Fäusten fassen sie  
hinein in ihr schwarzes Trauer-  
weidenhaar und drücken Kuss auf  
Kuss auf diese bleichersonnenen  
Wangen.

Dein hohes, ernstes Reich -- es  
war ein Sumpf, ein Sumpf von  
Seelen, ich aber gab deinem Reich  
das Leben wieder.

Dem Totenreich sein Leben.  
Wie feurig sind seitdem deine  
Nächte!

So bin auch ich da Königin.

Deine Gehilfin, Astarte.

Schon eh' ich zu dir kam.

Von der Erde aus bereits.

Und du, Siov, Liebesgöttin meines unterworfenen Afghanistan, auch du, mein Liebling, du kannst dich etwas schlafen legen und alle deine zwölftausend Ohren schliessen, denn du hast keine Liebesseufzer mehr zu erhören. Brauchst nicht mehr zu vernehmen. Das mutvolle Geschlecht, dem ich ein Beispiel gebe auf der Erde, das ich hinabsende in die Gefilde der Abgestorbenen, kennt keine Sehnsucht. Mit kräftig greifendem Arm fasst es seine Beute, und beide glühen zusammen. So bin ich viel mehr als eine, so bin ich mehrere Göttinnen zusammen.

Aber was kümmern mich Göttinnen?

Kenn' ich sie denn?

Sie mögen Lügen sein, von denen mir Ammen und Priester erzählten, Ich aber — ich bin.

Mich kenne ich.

Und ich bin stark. Unendlich stark.

Mein Wort wird Schwert.

Und so will ich sein und bleiben

und wachsen und alle Jubel haben  
und alle Schrecken.

Was auf die Menschen nieder  
will, auf die Erde: durch mich muss  
erst alles gehen.

Ich bin das Höchste auf der Erde.

Auch die Blitze: durch mich  
nehmen sie ihre Bahn.

In meinen weiss blendenden Ar-  
men haben sie erst gezuckt und  
fahren von da in die bläulich-  
schwarze Wolke, wie Hände, die  
mein reiches Haar mir lösen.

Und die Donner reden für mich,  
meine Befehle künden sie. Und ich  
werde steigen und wachsen, denn  
Leben steht an Leben in mir: ich  
bin unerschöpflich.

Und mein Wille, mein Vorhan-  
densein wächst: Ich bin die Welt.

Die Tochter nicht, die Mutter bin  
ich aller Sterne — dass heisst Semi-  
ramis. Alles Lodern ist bei mir.  
Und wie könnte das anders als  
wachsen? Abnehmen? Nein, wie  
Blut aus des Gefallenen Leibes, so  
rauscht und jauchzt ein neugierig  
jubelndes Blut durch alle Räume  
der sternezitternden Welt.

Und hört die Welt zu wachsen  
auf: ich wachse weiter.

Was wäre, wenn ich nicht wäre?

Es soll immer eine Semiramis  
geben. Zu allen Zeiten. Was wäre

eine Welt, was eine Zeit, wo dieses, was nun da ist, fehlte? Das hier soll nicht vernichtet, nicht erobert werden. Dafür alles andere.

Nur stark sein, denn alle Stärke ist göttlich.

Und doch — wird man nicht einmal alt, hässlich, geringschätzbar werden im Leben, vor sich und vor andern?

Und keine Lust, keine Liebe, kein Rausch mehr, der gibt und nimmt.

Nur Abscheu und Spott.

Sie las das ja in der Geschichte ihrer abnehmenden Reize, in dem Gesichte ihres geschonten Buhlen, dessen Flehen sie nicht widerstehen konnte.

Wie lässig er war, wie rüpelhaft!  
Und dann sterben!

Das heisst — ja, wer weiss das?

So was Hässliches werden — das man gleich beseitigt — oder gar noch schlimmer: bisher hat man gerichtet — und nun muss man sich richten lassen.

Gestraft — und muss sich strafen lassen.

Was man früher glaubte, tun zu können, das kommt einem nun so unsicher vor. Selbst das Gewissen wird zum Greis.

In Prunk und Pracht und hohem Steigen ebensoviel Abnehmen und

Verächtlichwerden, ebensoviel Sinken ist darin, bis zum Allertiefsten herunter.

Dann wird alles ausgeglichen.

Ja, sie war ratlos, die grosse, greise Gebieterin.

Semiramis, die nur entsandt und gewinkt hatte nach fernen Landen, die eben und Tod in der Hand gehabt mehr als der Götter einer — denn die senden erst Krankheit oder einen meist langsam wirkenden Mittelsmann — sie jagt den Tod ins erste, frische Leben.

Fast wär's ihr lieb, geschähe nun auch ihr so und ersparte ihr den qualvoll langsamen Abstieg.

Sie, da sie nun bald sterben musste, sie fühlte: es kam, es hatte das alles nicht geholfen: das Frische, Junge, das sie umbrandete und dann verschäumte wie eine Flut, die ihren Damm gebrochen; sie sank nun bald mitten unter sie. Würde das ein Empfang werden, ein Willkomm.

Hässlich, alt, hilflos, nur so zum Verspotten.

Käme nur etwas Grosses dazwischen!

---

Ninyas hatte einen kleinen, kugelförmigen Kopf, zu dem die schwarzen Locken seltsam verkehrt standen. Seine Lippen hatten nicht das stolze, wilde, kampfbrot - assyrische Aussehen, als seien sie mit einem kühnen Schnitt gespalten: sie waren klein, weich und in allerlei Fältlein zusammengezogen; sie bildeten mehr einen Kreis.

Seine dunklen Brauen zogen sich leicht und böse zusammen, wie eine Wespe ihren Stachel bewegt.

Je weniger er selbst geneigt war, etwas zu tun oder zu forschen, um so grösser war sein Drang, Schicksal und Zukunft zu erforschen.

Der Sterndeuter musste ihm immer zur Hand sein. Darin war er ein Kind, ein Kind in minderm Sinne geblieben, dass er, wie die kleine Welt, immer fragte. Immer wieder dasselbe fragte. Und dieses Dasselbe war nicht eben harmloser Art. Es betraf immer und immer wieder das Ende, das seine Mutter nehmen würde, würde nehmen müssen.

In der Tat: seltsame Wissbegier eines Kindes!

Dass es gewaltsam sein würde, hatte er schon des mehreren vernommen und vernahm es immer



wieder gern. So musste ja jemand Vollstrecker sein. Und wer der Vollstrecker war, das lag ebenfalls seit Ewigkeit in des Schicksals Bestimmung. Und wer dazu bestimmt war, der konnte, der durfte sich dem Götterschluss nicht entziehen.

Und wer war mehr dazu ausersiehen als er?! Das fiel wie ein böser Blitz in sein arges Hirn. Hatte er nicht alles von ihr zu fürchten? Wer kannte dieses dämonische Weib besser als er selbst? Wer wurde durch sie mehr bedroht?

Nein, solange Semiramis lebte, konnte sein Leben nicht ruhig werden: in ihrem Schosse schliefen Funken, die Reich und Leben ihm

Semiramis.

zerstören konnten wie ein Feuerbrand.

Und nun nahm das launisch gefährliche Unwesen in Ninyas Wesen an, er bekam Haltung und berief seinen Vertrauten.

Dieser ging den Auftrag vollführen.

Auch Ninyas ging zu seiner Lieblingsklavin: „Komm, du Juwel meiner Freuden, ich will sie alle zusammenberufen: Ringer und Ringerinnen, Flötenspielerinnen und die andern Tänzerinnen.

Wein und Rosen und Wohlgerüche werden auf uns niedertauen und wenn das Fest am höchsten ist, erwarte ich etwas sehr Angenehmes!“

---

Semiramis war traurig, tief traurig. Von einer Traurigkeit, die nichts tröstet, die jeder Tag nur noch tiefer in unser Gemüt drückt. Es fröstelte ihr in den üppig schwellenden Farben ihres Prunkes, die Düfte ekelten ihr wie abgestandener Rausch.

Ihre eine Gutmütigkeit rächte sich. Ihre Treue:

Er hatte zu kindlich erstaunt aufgeschaut, da er die braune Hand des Henkers auf seiner noch so

zarten Schulter fühlte und davon erwachte.

So kindlich waren auch seine Zärtlichkeiten gewesen. Ganz kindlich, so dass sie ihn staunend gewähren liess, wie er sie eiate.

Das durfte noch nicht von dem Beil gepflückt werden, und so war es bei ihr geblieben — nun schon ins dritte Jahr.

Und hatte sie einen anderen genommen, so einen der braunen Wächter, dem dann an der Schwelle des Tages ein Genosse den Tod gab: immer wieder hatte sie zurückgegriffen auf Nares, den Sohn ihres Henkermeisters, der über den Hinrichtungen stand und nur nachsah, ob seine Untergebenen ihre Geräte in Ordnung hielten und gehörig anzuwenden verstanden.

Auch gab er denen, die sich für diesen so verachteten wie lohnenden Stand hatten vormerken lassen, allwöchentlich eine Unterweisung.

Der Vater wusste sich mit dem zarten Knaben, der selbst kein Blut sehen konnte, nicht Rates und so war er fast erleichtert, als seine kaum knospende Männlichkeit Gnade fand vor den Augen seiner Herrscherin: jenen entsetzlichen Blutsternen, in denen immer nur ein Schicksal stand.

Und das ist der Tod.

Und wie gross erst das Erstaunen und die Freude, als Nares allein die Nacht überlebte, die Woche, den Monat.

Nun schon ein Jahr. Und noch ein Jahr.

Da wucherten schon ehrgeizige Pläne, ein Thron erschien bereits halbdunkel in der Familie des Henkermeisters.

Und das ganze wilde, böse Leben so eines Hofes dafür und dagegen.

Semiramis aber beschloss wieder zu töten.

Aber nicht ihn, den sie so lange aufgespart, eigentlich zu lang schon für ihren eigenen Frieden: nein, sich selbst.

Nun, da er reif gewesen für sie, mochte er sie nicht mehr. Der Rausch, den sie so lange erwartet, blieb aus. Eine verdriessliche Pflichterfüllung, ihr, der Königin! Dieser sein Leib, längst ihr verfallen gewesen, genährt von den erlesensten Kostbarkeiten ihrer Reiche, die sie ihm selbst in den Mund steckte, in diesen nicht scherzhaft schnappenden, sondern ganz gelassen aufnehmenden Mund, ihr wusste er nichts zu sagen.

Ihr, die ihn hatte wachsen sehen, die seine Geschichte besser kannte

wie die bis zu den Göttern zurückreichende Geschichte ihrer Ahnen.

Und auch er kannte sie, auch er hatte die Geschichte ihres Lebens verfolgt, und diese Geschichte führte abwärts. Sie fühlte dies an den immer spöttischer werdenden, schlechtverhehlten Blicken, die sie trafen, wo jubelnder Aufschrei ihre Gestalt hätte begrüßen sollen.

Nein, Spott und Hohn sollten sie nicht verfolgen.

Der Elende aber, der sie verachtete, er war nicht wert ihres lohenden Zornes. Er hatte nur ein Leben, und das genügte nicht ihrer Rache.

Ein Reich von Leben: nur das allein hätte ihre Schmach austilgen können.

Und das Reich war sie.

Mit ihr ging's unter. Sie wusste das ganz sicher. Auch ohne Sterne. — Und es sollte untergehen. Es verdiente nicht mehr zu leben.

Ninyas aber fing an, in dem leuchtend unverschämten Jüngling einen Nebenbuhler zu wittern, falls nicht die fiele, durch die er hochstieg, in deren Licht er glänzte, so weit glänzte, dass bald die entferntesten Weiber in Armenien von ihm erzählen würden.

Er wusste kaum, was er mehr verabscheuen sollte, diese gefährliche Stetigkeit, das Bleiben bei dem einen, oder die wahllose Uepigkeit, die wieder dazwischen herrschte.

Es drängte um ihn und suchte ihn zu entheben.

Und nur in den Zügen seiner Zechgenossen, wenn er ihnen, den Trunkenen, Gnaden gab und noch mehr versprach, schien etwas freundliches Licht, das ihn für die Zukunft stärkte, und das musste er festhalten, schüren.



„Ihr kommt von der Natter? —  
Gebt her die Waffe! — Ich tu's  
schon selbst!

Grüsst dann mein Püppchen  
Ninyas und sagt ihm, seine Mutter  
sei an Schönheit gestorben.

Zu den Göttern sei sie gestiegen,  
weil's ihr zu gemein geworden sei  
hier und sie nach Unsterblichkeit  
verlange. Er aber soll sich hüten,  
dass er nicht falle, wie sie ge-  
stiegen sei. Ruft meine Frauen, dass  
sie mir die Falten ordnen, wenn ich  
selbst nicht mehr kann!“

Und mit ihren dunklen Augen

wild aus sich blitzend, in einer wahren starken Freude, wie sie dieselbe lange nicht mehr empfunden, kehrte sie die kühle Spitze und bahnte ihrem unbändigen Leben den letzten Ausweg.

In diesem Augenblick flog eine weisse Taube von nie gesehener Schönheit und Grösse hoch empor in den strahlend blauen Aether und die Verschworenen jubelten unter falschen Tränen:

„O seht, o seht, die Taube der Istar?“ — Ja, sie selbst war eine Taube der Istar oder — selbst eine Istar. Eine Astarte, eine Göttin der Liebe und des Krieges. Betreten und scheu ging der Gedungene von dannen.

Aber die Frucht der Gewaltigen, die Blüte des Reiches, nach der Semiramis sich gesehnt und so hart gestrebt, was wurde aus ihr?

Sie welkte und zerfiel.

Ninyas, der Sohn des Reiches, tobte und mordete, trank und vergeudete seine schwache Kraft am Weibe: herrschen tat er nicht mehr, kaum dass ein Strahl des Tages in sein Dasein fiel. Der Taumel der Nacht sank an der Schwelle des Tages in Schlummer und verzehrte diesen mit.

---

Beletares, der Aufseher der hängenden Gärten, hatte eine feurige Sprache. Mit der wandte er sich an seine Untergebenen wie an die Massen des Marktes. Und als der Boden bereit war, da säete er Empörung hinein.

Sie ging auf, die Saat, und er sammelte all' ihre Körner in seiner Hand. Von den reichlichen Mitteln, die mehr noch sein Haus als sein Amt ihm in die Hand gaben, verteilte er reichlich und versprach noch viel mehr, sobald er erst den goldenen Sitz eingenommen habe, der für die Götter unter den Sterblichen ist. Die guten Götter, die nur deshalb Götter sind und werden wollen, um so recht reichlich auszuteilen.

Nicht wie die andern alten, festingesessenen, die Opfer verlangen und strenge Satzungen auferlegen.

Er wusste ganz genau, was der Schweiss wert war, diese Träne der Arbeit: er hatte ihnen zugesehen, wie sie sich mühten und ihnen eine Rast erwirkt und sich immer und immer wieder beim Könige verwandt, dass der Säckel des Schatzmeisters auch ihnen gegenüber strotzte.

Aber es hatte nichts geholfen, da eben Schmeichler jeder Art dem

Throne soviel näher stehen, als schlichte, treue Arbeiter, die nichts als ihre Hände haben, ihre Arme und Füsse, und so hatte er denn aus der eigenen Tasche zugeschossen.

Er konnte seine Gehilfen, seine lieben Kameraden nicht darben sehen. Beletares war der Sohn des Grosshändlers, der als das letzte Opfer sein Haupt an die Schwelle eben jenes Tages hatte lehnen müssen, der Semiramis selbst die Gestalt der weissen Taube gab. Da aber Ninyas seine Trauer um die zur Göttin emporgenommenen Mutter recht offenkundig machen wollte, da seinem halbvermessenen, halb abergläubischen Sinne das Eingreifen der höheren Mächte zur Vertuschung seiner Handlung mittels der Weihe des Verbrechens erst die Richtung gewiesen hatte, liess er die hängenden Gärten nicht eingehen, sondern als teures Vermächtnis der Verewigten sorgsam im Stande halten. Er fühlte sich ja jetzt so sicher! Welcher Mörder würde einer aufgeregten Volksmeinung, einer vergötternden Begeisterung entgegenreten mit der Aussage: Königin Semiramis ist nicht in den Himmel aufgenommen, lebend, in Gestalt einer Taube, nein ich: Benabel, Aufseher der Söldlinge, habe sie ge-

tötet, habe ihr mit dem Speere den Busen durchbohrt auf Geheiss ihres Sohnes Ninyas, meines höchsten Vorgesetzten?

Darauf hatte Beletares gerechnet. Die Freude an Gewächsen und schönen Anordnungen jeder Art hatte ihn wenig Gefallen finden lassen an Teppichwebereien und Goldschmiedekunst. So war er denn, er, der Sohn aus dem reichen Handelshause, einem Welthause seiner Zeit, als einfacher Gärtnerlehrling in die hängenden Gärten eingetreten, hatte dort unter Aufsicht gearbeitet und zur Mittagszeit seinen schlichten Imbiss unter einem Gebüsch verzehrt.

Wollte er doch in keiner Weise auffallen! Nur seine Bereitwilligkeit, mit Geld auszuhelfen, ohne je auf Heimzahlung zu rechnen, sprach für seine Herkunft. Und die unbeschränkte Freigebigkeit, mit der er dann, als er selbst einer der Gärtner geworden, alle seine Kameraden einlud, z. B. in die Dattelweinschenke zum lustigen Papagei, das Stelldichein der jungen vornehmen Kaufmannswelt Babylons und neben andern Schenken mit Damenbedienung in den verschiedensten Stadtvierteln Eigentum seines unermesslich reichen Hauses, das

anter der Verwaltung seines ebenso einsichtigen wie vielseitigen Bruders Itti-Marduk-Balatu hoch im Flor stand.

Stand doch das Gedeihen des Handels überhaupt so ganz besonders in diesem mesopotamischen Hause in gradem Gegenverhältnisse zum Gedeihen des Reiches, wie so oft nichts vorteilhafter für die Untertanen ist, als der Verlust, den ihre Könige erleiden.

So bedeutete auch das Wachstum, das schier märchenhafte Gedeihen des Hauses Beletares ein böses Vorzeichen für Assur und seinen König, den jungen Muttermörder Ninyas.

Wie Assur immermehr zerbröckelte, seitdem Ninyas in knabenhafter Erstlingsbrunst den Schleier der pontischen Tänzerin Nasa-Ahra zerrissen, so kam mit Nubta, der umsichtigen Handelstochter aus dem Hause Aplu, ein Zuwachs in das alte gediegene Geschäft.

Und Handelshäuser sind manchmal klüger als Königshäuser: sie wissen eine Reihe von guten Tagen nicht nur zu ertragen, sondern noch besser zu gestalten, deren Vortrefflichkeit noch zu steigern.

Was gab Marduk - Nasir, der

Senior des Hauses Aplu, seiner Tochter Nubta nicht alles mit, da sie in das Haus Beletares eintrat: sechs Häuser und einen Bauplatz in Babylon, zwei Häuser und einen Bauplatz in Borsippa; dann wieder drei Häuser in Babylon, darunter einen Neubau und Bauplatz, und wieder zwei Häuser in Borsippa, der Sklaven und Sklavinnen, der Pferde,



Rinder, Schafe und Esel gar nicht zu gedenken.

Und dazu erst die Seele des Geschäfts: das Geld!

Ebenso hoch wie als Bringerin, vielleicht höher noch, stand Nubta als Mehrerin. Ueberallhin sahen ihre ruhig alles durchdringenden Augen; ihnen entging nicht das Stäubchen

auf der Wage, und wehe dem Angestellten, wenn die Miene eines an ihr vorbeigehenden Käufers Missmut, dreimal wehe, wenn sie Triumph verriet.

Es war ein Verbrechen am Hause, ihnen nicht ihr Recht zu geben, so dass sie missmutig heimgingen und überall die Saat übler Nachrede verbreiteten; wie das Haus Beletares nicht rechtes Mass und Gewicht oder wie es minderwertige Ware gebe. Ein noch grösseres Verbrechen, wenn der langsam steigende Wohlstand Beletares' auch nur um einen Schekel gemindert ward.

Auf den Betrag kam es nicht an: auf alle Fälle bedeutete es Niedergang, und Niedergang führt zur Vernichtung.

Sie war nicht ansehnlich, die gute Nubta: ein kleines, untersetztes Persönchen, aber mit festem, weit und bestimmt angelegten Halse, wie ihn Königinnen haben — wohl zu Münzwecken — und der nach einer Kette schreit, einer Kette von echten Perlen: klar und fröstelnd anzulegen. Einer Kette, eigentlich nicht selbst, sondern allen andern anzulegen, die sie schauen.

Diese Kette, für das Weib mehr königlich als ein Diadem, die trug

sie auch, doch weiter keinen Schmuck: die Semiramis der Nüchternheit, die Herrscherin des Handelshauses.

Und wie gründete diese merkantile Semiramis das Reich ihres Hauses? Zur Seite ihres Gatten stand und rechnete sie auf die Tonzylinder, die noch feucht ihr vom Töpfer hereingebracht wurden. Leise bewegten sich ihre krausen, etwas bleichen Lippen, ihr graues, angenehm volles Gesicht, das ebenso tüchtig unter den pflichtmässigen Küssen ihres Eheherrn erzitterte nun zitterte es leise und bedächtig von Zahlen. Hatte sie sich einmal geirrt, hob sie sacht den elfenbeinernen Spachtel vom Tisch und glättete die Ungleichheit wieder aus.

Und so eifrig war sie bei der Arbeit, dass sogar ihre Nettigkeit davor zurückstehen musste.

Wenn sie im Nachdenken darüber, wie wohl die Dattelernte in Baktrien ausfallen werde, ihre linke Hand vorn gegen den Kopf legte und das schwarzkrause Haar sinnend noch etwas krauser, noch etwas schlauer presste, achtete sie nicht darauf, dass an ihren tüchtigfesten, ebenmässigen Fingern an breitgerundeter übersichtiger Hand, dass daran noch etwas Ton sass und

nun sich einnistete in die krause Krone ihrer hausfraulichen Weiblichkeit, — nicht anders, als hätte sie mit mutwilligen Jungen, wie etwa dem Herrn Gemahl, aus Röhren in hitzigem Gefecht Tonkugelchen geblasen.

War ein Cylinder mit Zahlen vollbeschrieben, so ward er geheim hingestellt in das Archiv des Hauses. Das war die Handels-Bibliothek Beletares, zu der man in strittigen Fällen, wenn man sich irgendwo einen Einblick verschaffen wollte, immer wieder zurückgreifen konnte.

Nun handelt es sich um zwei ernste Fragen.

Erstens: darf Cha-Bahn, ein Grosshändler in Balsam und Stammgast im Freudenhause Beletares-Babylon S. — noch ferner Kredit erhalten?

Zwar gibt er sein Geld im Erwerbsrayon des Hauses Beletares — Abteilung: Amusementsunternehmungen — non olet — und fast nur da allein aus, legt es allda gewinnbringend an. Das heisst gewinnbringend fürs Haus. Dadurch aber vermindert er bedenklich seine Zahlungsfähigkeit und Vertrauenswürdigkeit in Bar: eine schwere Frage!

Dagegen ist die andere: sollen wir Kachna, dem Sohne des Schlachthausaufsehers, auf ein Jahr eine Sklavin vermieten, zu einer Mine das Jahr — fast ein Kinderspiel.

Bürge: Bildmeister Machno, der Freund der lebenslustigen Jugend. Nun, wird die Bürgschaft fällig, so zahlt Machno mit seiner Kunst. Ein Krug von seiner Hand und die Sache ist erledigt.

O, man weiss hier die Kunst zu würdigen nach ihrem Werte. So eine Fertigkeit, wie Meister Machno sie hat, ist zu allen Dingen nütze.

Also Punkt zwei erledigt; Kreditfrage Cha-Bahn wurde bis auf weiteres verschoben.

Drängt doch eine Sache von äusserster Wichtigkeit: abgesehen von mehreren Sachen, die heute noch auf der Tagesordnung stehen und auch noch erledigt sein wollen.

Ja ja, die weisse Nubta, das Hausorakel, ohne das Itti-Marduk keinen Schritt unternahm, auch nicht den unwesentlichsten, hatte sein zähes, gescheites Köpfchen heut noch gehörig anzustrengen, ehe man sich nach hinten begab, um dort unter grossen Palmen mit Wedeln wie Elefantenoehren, Diener mit Straussenfederfächern hinter sich,

der Erholung zu pflegen und sich zu kühlen für die Mahlzeit des Abends, die reichlich und wohl-schmeckend auch eine Arbeit für sich war, die wohl vorbereitet sein wollte; denn auch die Gesundheit ist ein Geschäft, und zwar das Hauptgeschäft, und deshalb durfte es nie in Uebertreibung und Schwelgerei ausarten.

Also die wichtige Sache!

Räuber hatten in Pontus hundert Sklavinnen geraubt und boten sie dem weltbekannten Hause Beletares preiswert an — Stück für Stück eine Mine.

Sollte man das Geschäft machen?

Freilich vermietete man in der Regel eine Sklavin für eine Mine das Jahr, aber nur wenig Jahre bleibt das Kapital lukrativ. Manchmal wird das Kapital in einem Jahre so ausgenutzt, dass fast nichts davon übrig bleibt.

Also das will wohl bedacht sein.  
Doch bald einigt man sich.

Itti-Marduk als Musterehemann versteht nichts von der Sache. Er ist stets solide gewesen und kennt sich sehr wenig aus im Geschmack der jungen Herren der assyrischen Lebewelt.

Also Madam reist.

Sie wird sich die Ware, die noch nicht ausgeschifft ist, im Hafen von Susa erst einmal ansehen. Eine Herzensrechnerin wie sie kennt sich aus — im Guten wie im Bösen. Ebenso wie sie ihr eigenes Herz gross und voll taxiert hat, so weiss sie auch die kleinen heissen Tagesleidenschaften, ebenso wie sie ihr ebenes Herz ausmass, weiss sie auch die Schluchten und kleinen Graben der anderen auszumessen.

Sie wird also hingehen und sich die Weiber mit kennerischem Blick ansehen.

Ihr Bruder und zwei seiner sachverständigen Freunde aus dem „Lustigen Papagei“ werden sie der Sicherheit halber als Beirat begleiten.

Die Freunde wird man natürlich mit je einer Sklavin für ihre Mühe-waltung belohnen, die die Räuber als Rabatt zu liefern, nötigenfalls noch stehenden Fusses nachzurauen haben.

Was wäre mir das für ein Jäger, der nicht zu jeder beliebigen Zeit für einen Hasen gut sagen könnte!

Während beide noch über diesen Fall nachsannen, meldete der Türhüter Machno, den Bildmeister. Dieser, mit schneeweissem Haar,

sehr hellen braunen Augen und schnellem Jünglingsgang, dabei sehr frischen, lebhaften, vor Jugendlichkeit beredten Lippen, trat schnell an den Handelsherrn heran, hob eine helle Damastdecke halb von einem länglich-runden Gegenstand, daraus es farbig und künstlerisch hervorleuchtete.

Doch kaum hatte Itti-Marduk mit halbem Auge hingesehen, als er, auf seine Gattin blickend, den Finger auf den Mund legte: „Sehr schön, ich sehe schon, lieber Machno. Aber morgen, bitte! Nach eins in meinem Kunstzimmer“. — Und flüsternder fügte er hinzu: „Es soll nämlich für sie sein, zum fünften Jahrestage unserer Hochzeit.“

Damit reichte er ihm die Hand. Machno ging schnell von dannen, nachdem er sich von der Dame, die freundlich gelassen mit dem Kopfe nickte, verabschiedet hatte.

So pflegte das Handelshaus Beletares die Kunst.

Aufmerksam, sachverständig und alles zu seiner Zeit.

Lebensweisheit ist eben zu allen Zeiten dieselbe gewesen.

Blieben immer noch die altgewohnten Sachen: Beleihungen,

Käufe, Verkäufe, Zahlung auf Anweisung. Man unterzeichnet die Vermerke. Man quittiert den Filialen für die dort eingezahlten Gelder und weist das Hauptgeschäft zur Zahlung an. Man quittiert der Hauptkasse und unterzeichnet den Auftrag an die Filiale.

Nun ist alles erledigt.

Der Buchhalter holt die letzten Toncylinder ab.

Itti-Marduk reicht seiner Frau den Arm und beide begeben sich, begleitet von den ehrerbietigen Verbeugungen des Personals, zur Siesta in den Palmengarten. Sie ist wohlverdient heute!

Da erst beginnt das eigentliche Leben: der Scherz, der tiefere Ernst, die spielende Zärtlichkeit erwachsener Kinder der Liebe und weitere, nicht an den Tag gebundene Erwägungen — und die Künste; das Saitenspiel, der Gesang, das Sichwohlseinlassen inmitten der eigen gewählten Welt der Schönheit, der Kunst!

Selbstverständlich stand Beletares auch in Hinsicht auf seine scheinbare Liederlichkeit und Verschwendung in fortwährendem Einverständnis mit Bruder und Schwägerin.



---

Es galt die Meschumme, die Familienrache! Und dann erfordert jedes Geschäft seine Einlage. Vor allen Dingen das Reichsgeschäft. Und im Hinblick auf das Ziel waren die Auslagen noch nicht mal bedeutende zu nennen. An weitausschauende Gesichtspunkte, an weitreichende Verbindungen war man durch die Tradition des Hauses gewöhnt. Die merkantile Schulung ist auch eine Vorbereitung auf den Thron. Einen tüchtigen Herrscher kann man schon als einen Lehrling der Weltherrschaft betrachten. Das Fliegende der Eroberung lernt sich am besten bei der Schnecke des täglichen Gewinnes. Ist doch Kriechen nichts anderes als ein gewissenhaftes Fliegen! Und was man vom Kaufmann mitbringt: Besonnenheit, klare Berechnungen — was ist es denn anderes als ebensoviele Eigenschaften, die auch dem Throne zugute kommen!

---

Angetan mit schneeweissem Gewande stieg Beletares die Stufen des steigenden Gartens hinan.

Ihm nach drängten die Massen, jeder eine Waffe unter dem Obergewande: denn sie wussten oder ahnten: dieses Steigen war gefährlich.

Ein so tiefes Fallen konnte es werden, dass man sich gar nicht wieder fand, wenn man eben nicht wohlgerüstet war.

Oben unter der Sonne, die wie ein strahlender Segensspruch über seinem Haupte stand, wandte er sich um und begann: „Freunde! Denn das seid ihr mir alle, ihr habt mich beobachtet seit vielen Jahren, wie ich unter euch wandelte, einer der euern, euch verstehend und euer Werk tuend.

Und was ich mehr konnte und war, für euch war ich es. Meine Mittel flossen in eure Hände, meine Macht erleichterte eure Arbeit. Doch das kann noch anders werden. Je höher ich steige, um so höher kommt auch ihr: denn ich bin ihr alle.

Kein Herrscher will ich sein, nur ein Mitteilender.

Habt ihr einen Herrscher?“

Hier machte Beletares eine Pause, um dem Stimmenknäuel, dem Unwillen Zeit zu lassen, nach oben sich frei zu verpuffen.

Dann fuhr er um so ruhiger fort: „ich sage nein.

Dieser da — er wird wohl noch seinen Rausch ausschlafen tief innen, mitten im Palaste, wo weder die Sorge des Volkes, noch die ernste, zur Pflicht rufende Arbeit an sein Lager treten kann in sein schwelgerisch leeres Leben — ist der kranke Spross eines abgehausten Geschlechtes, das einst gross war und mächtig und zermalmend über euch stand. Er aber kommt klein und verworfen aus dem Grossen, Fremden.

Und nun frage ich euch: Sollen wir einen Knaben zum Herren nehmen, weil er von einem Helden stammt? Einen boshaft tückischen Knaben! Oder ihn nur deshalb behalten, weil wir ihn mal bekommen haben?“

Pause.

„Ueber mich kann ich nichts sagen. Es widerstrebt mir, so wie mir das Versprechen widerstrebt, denn ich gehöre zu denen, die nichts versprechen, um dafür alles zu halten.

Seht auf mein Haus: berühmt ist es nicht. Grösse hat es auch nicht aufzuweisen, weil's eben keine Gelegenheit hatte, ein Persien zu erwerben; aber seht es an, legt es auf die Goldwage, und findet ihr ein Stäubchen von Niedrigem, von Gewalttat, so senkt all' euer Gewaffen in meine verruchte Brust.

Wollt ihr es aber mit mir versuchen, wohlan: hier ist meine Hand, möge jeder sie ergreifen, der es gut mit mir meint und willens ist, einen Weg mit mir zu gehen, einen Weg, der auch der seine ist!

Wollt ihr?“

„Wir wollen!“ scholl es kräftig zurück.

Und die ganze gewaltige Versammlung scharte sich um den Aufseher, und der lebhaft zuckende Strom goss sich wie ein empörtes Blut über die weissen Marmorränder hernieder und achtete nicht der Blüte und Beete und trat alles unter die Füsse und erhob die Waffen, die in der Luft blitzen wie ein erzeuner Sonnenaufgang. Und draussen vor dem Palast, in der Stadt, schwoll das Toben immer mehr noch an und wälzte sich wieder zurück und ward röter und röter in Schrei und Antlitz — und erst ein roter

Quell aus weisser Starrheit konnte das rote Wüten stillen, das dann in Jubel mündete.

Und die Empörung riss das ganze geknechtete, aber im Innern so freie Volk mit sich.

Und das alte, alte mythenwurmige Götterreich aus Ton und Ziegel suchte einen, der Grün und Frische darauf pflanze, der aus sich rede und vor ihren Augen erst herangedeihe.

So einer war für sie Beletares.

Ein neu werdendes, wie das sich entwickelt, das ist so was für die Neugier. Besonders dann, wenn sie mit beteiligt begeistert sind, begeistert sein sollen: wenn ihre Begeisterung ihn halten und tragen soll.

Ja, Gärtner, Handelssohn, komm für uns an, gib uns was neues, mach' mit uns, was du willst.

Wir sind des Alten müde, des, von dem wir Höhe erwarteten und von dem nur Kleines kam.

Wir wollen keinen entarteten Knaben haben, dass er mit uns verfahren könne nach seinem Belieben, weil er von solchen stammt, die uns einmal zu Siegen geführt.

Mit seinem reinlich geharkten Gesicht neben den Unart zer-

setzten, vor Leidenschaft zerrissenen Knabenzügen des Ninyas, wie er da stand: so zuverlässig, so friedlich, so neu!

Ein Baum des Glückes — für sich, für jeden: nicht der Macht — für einen!

Und so ward da oben im Garten der Semiramis die Strafe und Rache an ihrem Geschlecht vollzogen.

Aber auch das dauerte nur seine Zeit, denn wenn auch der stolze Stamm der Semiramis im Kaufhaus unterging, so ward aus diesem deshalb noch kein Stamm. Geschäfte bauen eben keine Throne, und ein Königshaus ist immer noch etwas anderes, als eine solide Firma. Gross im Kleinen — klein im Grossen.

Wer seine Lehrzeit im Kaufhause beendet hat, kann sich immer noch nicht als Prinz etablieren. Und ordinäre Tugend wiegt noch immer kein königliches Laster auf. Der niederträchtige Adler ist doch immer noch etwas anderes als die bravste Maus.

Ja, es war sehr brav, still und solide, das assyrische Reichsbankhaus.

Keine verschleudernden Feste.

Keine menschenabmähenden Sichelwagen.

Solche Gaben haben keinen Wert,  
und die Auslagen sind zu gross für  
so unsichere Geschichten.

Alles, alles wandelte sich, nur der  
Garten blieb oben.

Das heisst: solange überhaupt  
noch etwas oben blieb.

Dann verschwand auch er.

Klanglos, man wusste nicht:  
wohin.

Geschäftshäuser haben eben keine  
bösen Vorzeichen.

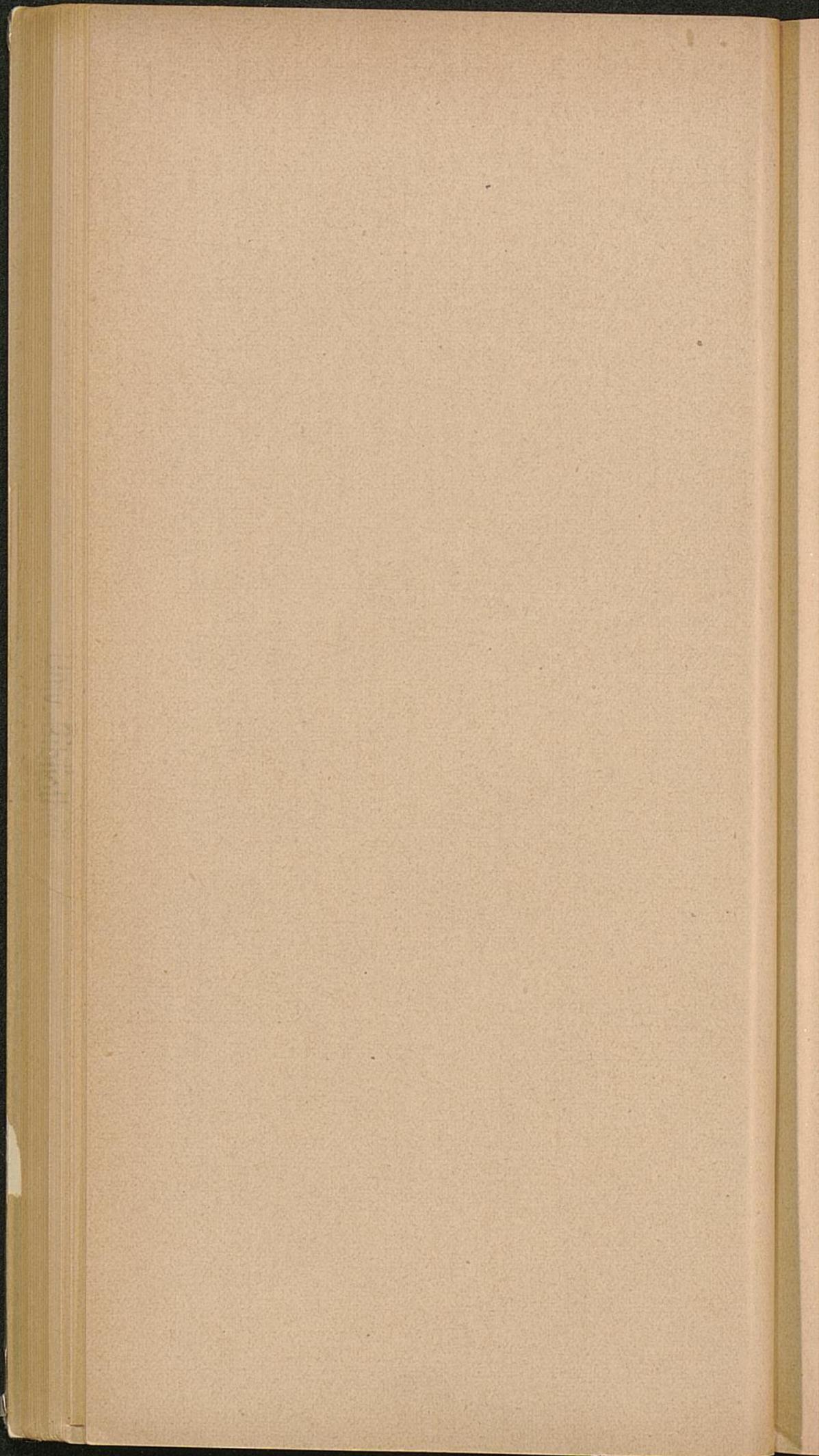




GILBERT

A. Callot

# Cleopatra





Cäsar hält den Stift links zu Beginn der Wachstafel. Bisweilen schreibt er ein Wort — leicht, versuchsweise, nicht fest und prägend, wie er sonst seine Taten eingrub, schlicht und gross. Er ist auf fremdem Gebiete.

Endlich glättet er alles aus und legt die Tafel von sich. Voll heiterer Ironie lächelt er in Gedanken: gut, dass keiner davon weiss! dass keiner den Banausen, den Bönhasen der Musen: Cajus Julius Cäsar kennt.

Dann verschränkt er — eine Haltung, so unerhört bei ihm, wie früher ein Lächeln — seine Hände unter dem emporgehobenen Knie:

Cleopatra

1

— Cleopatra! —

— Zauberin! —

— Ist sie schön? —

— Wüsst' ich nicht! —

— Woran liegt's also? —

— Vielleicht, dass es so sonderbar brennt bei ihr, die List, die Schlaueit, die Gegenwehr, die so inbrünstig wird.

Diese Kindlichkeit, das Tiefe, Eigene, noch so Versonnene, das so früh schon nach aussen sich zu wenden hat. Es blitzt bisweilen so verloren, so sonderbar, so noch zu finden — auf in diesen so verschlossen umstrickenden Augen. Ein scheues Wesen, das Schmeicheln sucht und zärtliche Finger.

So früh verlassen, hinausgestellt an die Landstrasse des Lebens, sie, eine Königin, und doch fast wie eine Bettlerin des Thrones genötigt, wie eine Ertrinkende die Arme auszustrecken nach dem und nach jenem.

Sie als Weib, als junges Weib, allein zwischen kalten, harten Männern; Herrscherin, und doch gezwungen, in allen Vorzimmern des grossen Römerreiches um Schutz nachzusuchen.

So gezwungen, staatsmännisch zu handeln, so ganz auf Erwägungen der Staatskunst angewiesen, und ge-

trieben, hilflos und ohne Macht den nur allzuleicht ausgeworfenen Schlingen der römischen Weltherrschaft zu entgehen, die er, Cäsar, als Bevollmächtigter seiner ungeheuren kapitolinischen Republik auszuwerfen hatte.

Und dabei so ein schlaues, heim-



liches Feuer. Nein — ein Gedicht gab das nicht.

Das musste man erleben.

Diesem Wesen sich überlassen mit seiner ganzen Empfindung. Doch das Urteil musste kühl bleiben. Der Mensch, das Herz konnte der Cleopatra recht wohlwollen: der Kopf aber, der Staatsmann, müsste römisch bleiben.

Ihm musste er zurufen, wie der-

einst bei stürmischer Ueberfahrt dem Schiffer: „du fährst den Cäsar und sein Glück!“

Es war so eine eigentümliche Weihe über der Tochter der Memphis, eine Weihe, die dem römisch-priesterlichen Staatsernste geradezu entgegengesetzt und verderblich war.

Die kleine Cleopatra war die grösste Feindin der römischen Republik — und die bezauberndste.

Die grösste — nicht durch ihre Macht, ihre Feindseligkeit — nein, durch ihre Liebenswürdigkeit.

Wo alles die Sachen galten, da sagte ihr ganzes kleines Persönchen: „das alles gilt nichts. Ich bin da mit meinem vielumstrittenen Thrönchen.

Und dieses mein Thrönchen, auf das ihr alle so begehrlische Augen habt, das muss mir erhalten bleiben, unter allen Umständen muss mir das erhalten bleiben.

Das ist die Hauptsache, hört ihr?

Caveant consules! Aber nicht darauf sollen sie acht geben, die Konsuln, dass das römische Gemeinwesen nicht irgendwie Schaden nähme, sondern dass vor allen Dingen Aegyptens Vorteil gewahrt bleibe.

Es war so schnurrig, fast beugte man sich dem.

Beugte sich um so mehr, je mehr Mann, je kälter man sonst gegen die Verführungskünste, gegen das Weib überhaupt war.

Sehr hohe, feste Menschen geben Kindern sehr viel nach, wagen den holden Unbänden nur ganz schüchtern zu widersprechen.

Und so ein bezaubernder Sprüh-teufel ist die todernste, nein, für den Tod schon zu ernste, zu traurige Cleopatra, die auch da keine Ruhe finden wird, auch da sich und andere quälen, flattern, sich anschmiegen und fliehen wird, gefasst von einer eigenen Angst, die in ihr selbst wohnt.

Ihr grösster Feind haust in ihr selbst.

Und vor dem grade flieht sie.

Nicht so sehr vor ihren Gegnern.

Im Gegenteil: grade diese ihre Gegner hat sie zu Schutz und Rettung anzurufen gegen ihre nächsten Verwandten, gegen ihren Bruder-Gemahl.

Und Cäsar, der kalte, so gar gemessene Cäsar, an dessen Hals man schon in der Jugend jede Ader und jede Sehne sah, dessen Mund fast spöttisch fest war und mit Geiz

jedes Wort bewegte, eh' es über die wie ein Bogen gezogenen und doch so langmütigen Lippen kam, wer hätte ihr mehr Halt, wer ihr mehr Begeisterung einflößen können als grade dieser schlichte hochgestellte Mann? Ihn zu gewinnen, zu bezaubern, zu schmelzen — die schönste Aufgabe all' ihrer weiblich feiner



Künste. Und dann welcher Halt, welche Zuverlässigkeit! Der betrog sie nicht in seiner erdüberragenden, ganzer Länder Sein oder Nichtsein bestimmenden Macht — welche Gewähr, welche Sicherheit! Gemeinsam im Liebeslager, da konnte er sie nicht von sich stossen, im Senat als Weib lieben, als Königin verachten — ein Cäsar tut das nicht.

Und so suchen sich die Gegensätze — je fester, je bestimmter eine Natur ist, je mehr ihr die Rache über alles geht, je mehr ihr die Erwägung eine zweite Natur geworden ist, um so unwiderstehlicher drängt sich einer solchen Natur die Notwendigkeit auf, von so einer recht kindlichen Tollheit sich bestimmen zu lassen, ihr mit Ehrfurcht zu lauschen und gehorsam und bewundernd nachzugeben.

Für den erfahrenen Cäsar hatten die jungen Ränke, die Durchtriebenheiten der Cleopatra etwas Rührendes. Er sah dahinter die befremdet staunenden, die vor namenlosem Schmerze in fröhlich-verführerisches Feuer übersprühenden, nie durch Tränen befreiten Augen.

Nicht den Menschen, den Sinn darunter suchte er in der schmerzlichen Wollust des Mitleids; nicht der Leib berauschte ihn, sondern das fremdartige Etwas, das ihn beseelte.

Cleopatra war sein Mündel, sozusagen das römische Volk, und er als Vertreter dieser ungeheuer bunten Masse, ihr Vormund.

Ptolemäus Auletes, so nämlich hiess er wegen seiner Neigung zum Flötenspiel, der Vater der Cleopatra, hatte sich unter Cäsars Konsulat

zum Freunde und Bundesgenossen des römischen Volkes ernennen lassen und für diese Vergünstigung ungeheure Summen an seinen Gastfreund Cäsar bezahlt und noch mehr zu zahlen versprochen. Aber Versprechen macht Schulden.

Und diese Schulden sollte das ägyptische Volk bezahlen. Dies aber machte Geschichten und wurde ungemütlich. Der Flötenspieler verliess Alexandrien, ging nach Rom und ward abgesetzt.

Endlich gelang es, die Gelderhebung im Einverständnis mit den Herren Untertanen zu regeln. Gabinius, Prokonsul von Syrien, setzte den Flötenspieler wieder in Amt und Würden ein. Als Ptolemäus Auletes vier Jahre darauf starb, ernannte er seine beiden ältesten, noch unmündigen Kinder, die Cleopatra und ihren jüngeren Bruder Ptolemäus zu seinen Nachfolgern. Beide sollten zusammen regieren.

Ptolemäus fühlte sich schon damals als Ueberbruder und setzte auf Anraten seiner Getreuen, besonders seines Verschnittenen Potheinos, sein Schwesterchen einfach an die Luft, allerdings das beste Mittel, die verwickelten Stränge am Regierungswagen zu lösen: denn

wenn er „hott“ sagte, meinte sein Schwesterchen „hül“

So Verschnittene sind in der Regel ganz pfiffige Kerle, sie hängen eigentlich gar nicht mehr mit der Menschheit zusammen und zeigen in ihrer Skrupellosigkeit eine riesige Verschlagenheit. Auch war Potheinos der Liebling des ägyptischen Volkes, und das hatte damals alles zu sagen. Das Königtum war nur mehr eine Spange auf seinem Mantel.

Nun war ja auch Cleopatra nicht auf Kopf und Mund gefallen.

Reichsvormund Cäsar war in Alexandrien und hielt sich im königlichen Palaste auf als Gast des Ptolemäus vulgo Dionys; sie selbst war vom Hofe weg einfach aufs Land getan mit dem Bedeuten, sie möge sich nur ja nicht blicken lassen in Alexandrien, sonst ginge es ihr schlecht.

Cäsar brauchte nämlich wieder Geld — für seine Soldaten natürlich nur — denn er war die Mässigkeit selbst.

Nun hatte er noch siebzehn Millionen fünfhunderttausend Drachmen Forderung an die Erben seines Freundes; die sieben und eine halbe

Million hatte er den Kindern geschenkt. Gewiss ein guter Onkel!

Die zehn Millionen aber wollte und musste er haben. Seine Veteranen machten ihm nämlich wieder einmal den Kopf warm.

Potheinos meinte nun zwar, Cäsar solle doch nur gehen und um so einer Bagatelle willen seine viel grösseren, viel gewaltigeren Unternehmungen nicht im Stiche lassen; er solle nur die Angelegenheit ihm überlassen. Alles sei in besten Händen.

Cäsar war ein zu grosser Menschenkenner — trau du einem Verschnittenen, der frei in der Luft schwebt — Geschlecht hat doch immer etwas Treuherziges; er antwortete: „Ich bin dir sehr dankbar, Potheinos, aber ich bedarf nichts weniger als den Rat der Aegypter.“

Da hätte man das Gesicht des Potheinos sehen sollen! Solche Verschnittene mit der bösen schwammigen Anschwemmung ihrer Züge, denen mit dem fehlenden Geschlecht alles Mark und Bedeuten abzugehen beginnt, sind zwar niemals ein Ausbund von Liebreiz, kommt nun aber noch so ein schmerzhaft verkniffenes Grinsen darüber — das schlägt alles.

Die armen Soldaten des Cäsar; sie bekamen nur immer das älteste und schlechteste Getreide zugeteilt, „sollten zufrieden sein und dem Jupiter Ammon dafür danken, da sie ja doch nur auf fremde Kosten gefüttert würden.“

Auf die Tafel kamen nur noch hölzerne und irdene Gefässe, die goldenen und silbernen hätten Cäsar für eine gewisse Schuld gegeben werden müssen.

Nun, lange liess sich ein Cäsar das nicht bieten. Und der kleine Dionys zitterte nur so, das Königlein mit dem grossen Ptolemäusnamen.

Nun die Angelegenheit der Cleopatra!

Ja, mein lieber Freund Dionys, das geht doch nicht so, dass du deinem Schwesterlein so ohne Umstände den Laufpass gibst. Testament bleibt Testament.

Cleopatra hatte von allen ihren Freunden bloss einen Sizilianer, namens Apollodoros, mit sich genommen, war mit einem kleinen Nachen nach Alexandrien gekommen, hatte nicht weit vom Palaste angelegt und sich der Länge nach in einen Bettsack stecken lassen. Apollodoros verschnürte diesen mit einem Riemen und trug ihn durch die Türen zu Cäsar.

Die Wachen fragten ihn:

„Wohin damit, guter Freund?“

„Da müsst ihr Cäsar selbst fragen! Er hat es mir sagen lassen.“

„Aber was ist darin?“

„Weiss ich's?“

„Sonderbar, ein Bettsack!“

„Nun, vielleicht will er darauf schlafen. Bei grossen Männern darf man nicht nach Gründen fragen und ihnen nicht lästig und umständlich kommen; das kann einem schlecht bekommen. Merk dir das, mein junger Freund!“

„Aber wer hat dir den Auftrag gegeben?“

„Jedenfalls kein Hanswurst wie du.

Ich werde mich bei Cäsar beschweren, lass mal deine Nummer sehen.

Der wird dir deine gewissenhafte Wissbegier entsprechend belohnen.“

Kopfschüttelnd liess man ihn durch.

Zuletzt der Offizier, der vor Cäsars Türe die Wache hatte.

„Ich habe das an Cäsar insgeheim abzugeben.“

Der Offizier ging und bedeutete dem Manne, einzutreten.

Cäsar ging mit verschränkten Armen auf und ab. Als er bei diesem

seinem Wandel in die Nähe des Apollodoros gelangt war, der das Bündel auf den Fussboden gelegt hatte — denn die Teppiche hatte Cäsar entfernen lassen — da blieb er stehen: „Mach' auf!“

Apollodoros löste den Riemen, Cäsar war weitergegangen.

Als er zurückkam, sah er das Haupt eines jungen Weibes daraus tauchen mit der verwirren Krone schwarzen Haares auf der blassen Stirne.

„Was soll das? Trag es fort; du solltest wissen, dass ich dergleichen Scherze nicht liebe.“

Da aber war Cleopatra aufgestanden, aus der Hülle hinausgetreten und sank nun vor Cäsar nieder, ihr Antlitz mit den sprechenden schwarzen Augen erhoben, in denen reich bei dem Schein der einsamen Kerze verlorene Goldfunken flirrten: ihr Unverlierbares, ihr Königtum:

„Cäsar, Cleopatra kniet vor dir, die von ihrem Bruder Verstossene!“

Cäsar blickte freundlicher.

Ja, du bist Cleopatra! Da habe ich mit dir zu reden.

Dein Bruder beschuldigt dich, Liebeshändel hinter seinem Rücken unterhalten und deine Kreaturen in Amt und Würden gebracht zu haben.

Ja, es sei sogar Gift in einem Becher gefunden worden, den Potheinos noch früh genug entdeckte und fortnahm. Der Verurteilte, der den Inhalt bekam, verendete auf der Stelle.“

Cleopatra hatte sich erhoben. Ihre zierliche Gestalt stand fest und aufgerichtet wie eine Bildsäule der Entrüstung, höchst reizvoll zu schauen.

„Wäre das wahr, so stände ich nicht hier. Wäre längst gerichtet und getötet, unsere Gesetze sind streng.

Wahr ist nur: ich bin ein Weib, dem man eben ungestraft alles nachsagen darf, wahr ist: mein Bruder und Gemahl möchten sich gern allein regieren sehen, vielleicht aufs neue freien, der dreizehnjährige Knabe liebt die Veränderung — und vor allem, Potheinos ist sein Ratgeber. Potheinos der Zeuge.“

Cäsar erfasste ihre Hand.

„Du hast recht. Lass es meine Sorge sein, dich wieder an deinen Platz zu bringen. Und der ist der Thron. Nicht eigentlich an seiner Seite. Denn du stehst über ihm.

Wie du das durchgeführt hast, bis zu mir vorzudringen, und dass du so zuverlässige Freunde hast“

— hierbei sah er auf Apollodorus, der seinen Kopf neigte und die Hände über die Brust kreuzte — „das gefällt mir, das verrät die Herrscherin, die zu grossen Dingen Berufene. Nun aber, Fürstin, sei mein Gast! Ich entlasse dich nicht eher, als bis deine Angelegenheit geregelt ist und du als Herrscherin in deinem Palaste weilest, wo du nun mein Gast, eigentlich meine Wirtin bist.

So seltsam können die Rollen vertauscht sein auf diesem Schauplatze des Lebens.

So freut es mich, dass ich diesen euren Palast denn dir zu Liebe voll ausnutzen, ihn, wie es sich gehört, dir wieder zu Füssen legen kann.

Denn wie du siehst,“ — sein Finger wies um sich — „wohne ich hier nur als Soldat.

Mein Zelt ist ein bisschen gross und weit um mein Feldbett herum. Du siehst es hier dicht bei dem Tische, woran ich schreibe, das schreibe, was ich früher tat, kurz, schlicht, wie ein Soldat, damit mir andere nicht darein reden und mich undeutlich machen.

Ich tat die Taten, habe somit das meiste Recht auf sie und brauche sie nicht erst durch andere verlügen zu lassen.

Ich lüge ja vielleicht auch — wer lügt nicht? — aber ich bestrebe mich, es so wenig wie nur eben möglich zu tun.

Du verzeihst also.

Du aber sollst es anders haben, anders als Tochter deines Vaters.

Wird sich der Palast freuen, einmal wieder sein selbst zu sein und Dienst zu tun! Denn einen Palast freut es, Prunk zu bieten.

Apollodorus, hier hast du meinen Siegelring, geh' damit zu Potheinos; er soll schnell alles wieder in Stand setzen lassen. Gleich, noch diesen Abend! Ich will ein Fest geben, das erste Mal — und gross und prunkreich. Bedienen aber werden meine Soldaten. — Du erlaubst?“ — hierbei berührte er ihre Schulter mit seinen kalten, festen Lippen, dass ihr fröstelte, neben der Agraffe, die ihr Gewand da zusammenhielt.

„Den Siegelring bringst du mir zurück, und auch dir lässt du ein Gemach anweisen hier, solange ich hier bin, auch kraft dieses Ringes.“

Apollodorus ging.

Cäsar sah sich um: „Wo willst du denn sitzen, ich habe hier nur meinen harten, hölzernen Stuhl, meinen Feldstuhl, an den ich mich gewöhnt habe, und nichts weiter.“

„Wo ich sitzen will“ — schelte Cleopatra — „wohin ich gehöre als dein Schosskind.“

Cäsar ging auf den Scherz ein:

„Ich habe ja eigentlich noch nie ein Schosskind gehabt. Weiss also nicht, wie das ist.

Wir in Rom kümmern uns ja nicht sonderlich um die Kinder. Erst, wenn sie mündig werden, verehlicht werden müssen. Sonst ist das alles Sache der Mutter.

Aber andere Länder, andere Sitten! Hier kann ich ja mir auch einmal ein Schosskind halten!“

So liess er sich auf seinen Stuhl nieder, sie setzte sich auf seinen Schoss, er nahm ihre Hände.

„Diese kleinen Kinderhände!“ er zog sie an seine Lippen.

Sie dagegen:

„Und diese hohe feste Stirn, man sieht, das ist die Brustwehr eines Reiches. Wie ich es liebe, dieses Reich!“ Und sie küsste ihn auf die hohe, feste, etwas harte, kalte Stirn. Als hätte sie einen Stein geküsst, der aber noch etwas warm ist oder warm wird. Sie muss es noch einmal versuchen. Wirklich, sie wird warm! Wie sich da die festen Runzeln wunderten und glätteten unter der sonnigen Wärme dieses Kusses,

wie verwundert freundlich die grauen Sterne, die Schicksalssterne dieser Augen zu scheinen anfangen.

„Kleine Hexe!“

Sie sah zu ihm auf.

„Da fehlt noch was. Auf Bergespipfeln fehlen die Bäume.



Da müssen wir Lorbeerhaine hibringen, wie sie in der Nähe der Tempel stehen.“

Schon wollte sie abspringen. Cäsar hielt sie zurück:

„Wohin? Doch nicht etwa — dich darf doch niemand hier wissen!

Gleich wird ja dein Apollodorus wieder hier sein und wenn du

deinem krausen Spielsinne dann — ich will es mir gerne gefallen lassen.“

Cleopatra kicherte: „Du, Cäsar, verzeih, Herr Vormund, die zudringlich neugierige Kleinmädchenfrage, hast du auch wohl schon geliebt?

Es sieht aus, als könntest — als hättest du wohl noch nicht die Gelegenheit gehabt — die Richtige, wie sie sagen — die dich versteht, so ein bisschen um dich 'rum ist. Das sind sie wohl nicht bei euch in Rom? Da sollen sie ja alle schrecklich ernsthaft und tugendsam sein. Die Aermsten!“

Cäsar ward ernst.

„Die Aermsten? Die römische Matrone ist niemals arm. Das merke dir, Cleopatra!“

Scherzhaft duckte sich die Zu rechtgewiesene:

„Wie er da gleich grimmig wird, der Bär! Ich meinte, weil sie nie kann Liebe lernen. Mal so ein bisschen lustig, sie selbst sein, wie eben so ein Mädchen ist.

Und du, gerade du müsstest Liebe kennen lernen. Du wärest was für sie: ernst, tief. Du würdest was davon haben. Du würdest ganz anders davon. Sie würde dich kleiden, ja ja!“

„Du kannst es ja mal versuchen“ — meinte Cäsar mit warm-schüchternem Scherze.

„Das will ich auch, will ich auch“ — überfiel sie ihn mit Küssen.

„O, wie mich das freut. Da kann ich dich ja belohnen.“

Apollodorus war eingetreten und an der Tür stehen geblieben.

„Ich bin eben etwas töricht, Apollodorus“ — meinte Cäsar etwas verwirrt und nahm seinen Ring zurück.

„Und wie ist's mit dem Bleiben?“

„Pothinos liess mir sagen, er habe keinen Platz mehr.“

„Dann bleibst du hier.“

Das war ein guter Einfall mit deiner Decke. Die dient nun auch für dich. So ist es manchmal mit guten Einfällen: sie sind zweimal nütze. Das eine Mal, wozu sie geplant wurden, das andere Mal sonst noch.

Also dann bleibst du hier, heute Nacht wirst du vorlieb nehmen.“

„Cäsar kommt nicht wieder hierher zurück“ — erklärte Cleopatra ernst, um das Verfängliche zu begründen. Dann fügte sie, da sie sah, dass ihr Diener sich zurückziehen wollte, hinzu:

„Nein, noch nicht, Apollodorus, hole mir erst etwas Lorbeer. Aber auf alle Fälle. Den muss ich haben. Gib deinen Siegelring noch einmal, Cajus Julius! Ich darf doch so sagen? Danke!

Hier Apollodorus: aber nicht wieder so hereinkommen! Klopf an, und wenn wir nicht hören, immer lauter, hörst du?“

„Ich werde nicht stören, erlauchte Gebieterin!“

„Du störst nicht, erlauchter Einschmuggler, aber wir sind“ — sie sah Cäsar pfiffig, sozusagen unterstrichen an — „Liebesleute jetzt, und Liebesleute“ —

— „Ja, ja, ich weiss schon, die muss man allein lassen.“ Damit ging Apollodorus ab.

„Also, du hast Kinder, Julius? Knaben?“

Cäsar lachte: „Ja, einen.“

„Und der heisst?“

„Wie ich.“

„Cäsar?“

Ein Nicken als Antwort.

„Und Töchter?“

„Ja, auch Töchter, aber mit denen habe ich noch nicht so viel gesprochen wie mit dir.“

„Das glaube ich wohl, wenn die

so unnütz wären, die würde ihre Mutter schön auf den Trab bringen. Aber das eben macht mir Spass, unnütz sein zu können zu einem Manne, der so artige Töchter hat!“

„Nun, die älteste“ — meinte Cäsar — „die mag fast dein Alter haben.“

Der Lorbeer kam, Cäsar musste stehn, Cleopatra stellte sich auf die Zehen und kniff die Zähne zusammen. Aber es ging nicht: er musste sich wieder setzen und sie als Schosskind rückte ihm ernsthaft alles zurecht und küsste ihn — sich selbst in ihm, wie sie sagte, zur Belohnung.

Apollodorus aber musste solange ins Vorzimmer gehen.

„Du verzeihst!“

Und Apollodorus verzieh lächelnd in verschmitzter Treue. Das gab bessern Kitt. Auch die Soldaten mussten absetzen, alles auf eine lange Tafel.

„Wir bedienen uns selbst“ — meinte Cleopatra. Und sie fütterte ihn, er sie.

Und nun trat er aus sich heraus, liebte er, spät, das einzige, letzte und erste Mal.

„Der Römer als Liebhaber“ genoss Cleopatra in ihrer Seele.

„Und so bin ich dein goldener Schatz, wie du mich der leichten Tönung meiner Haut wegen so richtig nennst, ja eines echten Römers letzte und einzige Liebe — das ist auch schon was“ meinte sie und benutzte diesen Anstoss zu einer Flut von Küssen, wie der Baum den Wind zu einem Regen von Früchten.

\* \* \*

„Es ist alles wieder gut und in Ordnung, wir werden uns schon zusammen vertragen und zusammen regieren“ meinte Ptolemäus mit seinem verdriesslich unsichern, furchtsam stechenden Knabengesicht, der eben kaum verwundert gewesen war, als ihm Cäsar seine Schwester-Gattin einsetzend wieder zuführte. Ganz böse Kinder sind eben nie überrascht, sie nehmen alles hin. „Nötigenfalls habe ich ja meine Legionen“, entschied mit Nachdruck Cäsar.

Und wieder schloss sich eine Bosheit in dieser Furchtnatur zu.

Die Jahre flossen weiter, und Ptolemäus verschwand, wie eben solche unfertige Knabennaturen, solche Werkzeuge in fremden Händen spurlos wo untergehn. Unter

die Götter wird er schwerlich versetzt sein. Die holen sich sonnigere Knaben. Vielleicht wissen die Flötenspielerinnen von ihm, da er sich viel mit ihnen abgab. Schon wohl aus Pietät, weil sein Vater Flöten-



spieler war. Flötenspieler und Bundesfreund der Römer.

Sie ruhte so leidlich aus, die arme Cleopatra, trotzdem sie auch unter den Parteiungen des Römerreiches viel mit zu leiden hatte. Sie wusste nicht immer, wer der Stärkere bleiben würde, wandte sich an den Un-

richtigen und hatte dem Sieger gegenüber dann einen schweren Stand. Bei Gelegenheit einer Verantwortung dieser Art lernte sie Antonius kennen. Das griff tiefer ein. Beide verflochten Leben und Schicksal so ineinander, dass sie beide in dasselbe Verderben rollten im liebeprächtigen Tode der grossen Leidenschaften. So hat der Cleopatra Politik zu ihrem Gegensatz der Liebe geführt.

Cleopatra, die schon den ernsten Cäsar durch ihr Komödienspiel so wundersam erheitert hatte, fand hier einen Kumpanen, einen Mitakteur. Und nie kreiste ihr Blut fröhlicher durch die Adern, nie vergass sie sich selbst mehr und alles, was sie bedrückte, vor allen Dingen den schmalen Reifen, der ihre feinen pochenden Schläfen zeitlebens marterte und presste, als wenn sie an Antonius Seite, auf alle seine Launen eingehend, Mummenschanz und Neckerei trieb.

Bewundernd sah sie hinauf zu ihm, wie er da stand im dürftigen Scheine des Mondes mitten unter den fluchenden Lastträgern und Strassenverkäufern und ihren zum Angriff hetzenden Liebchen, seine Ärmel hochgekrepelt und seine Arme, an denen sich alle Muskeln



spannten wie Taue, hereinsausen liess in den Knäuel der Angreifenden.

Trotz seiner Sklaventracht, wie glich er dem Heracles! Sein schöner, voller, warmfarbener, kurz gekräusel-



ter Bart, die breite feste Stirn etwas eng, aber wie eine Festung unzerstörbar erscheinend, der geschwungene Sattel seiner Nase, an alle dem hatte sie einen feinen heimlichen Genuss. Nie fühlte sie sich ihm so nah verwandt, nie so sehr ihren Unterschied und wie sie auf ihn angewiesen war, als bei solchen Gelegenheiten, und fielen saftige Scheltworte und ein von Antonius

schnell gerächter Puff auch für sie ab, wie stolz strahlte da ihr Auge!

Das war sein unvertilgbares Heldentum, das auch in der niedrigsten Verkleidung sich nicht verleugnen liess.

Wie sie auch Prunk und Pracht liebte, hier war sie mehr dabei, noch mehr dabei als vor Jahresfrist, da sie als Venus ihm zuerst entgegengezogen war nach Kilikien.

Sie war schön gewesen, einzig schön, diese Fahrt den Knidus hinauf.

Und sie hatte sich so hineingeträumt in ihre Götterheimat, dass es auch in ihrer stolz ruhenden Seele einen schmerzlichen Ruck gab, als ihr kostbares Schiff voll Blumenwinde, Weihrauch und Wohlgeruch, schimmernd von kostbaren Wimpeln und Decken, von Gold und Edelgestein, als das auffuhr an der Landungsstelle und sie die Meile landein musste in ihrer Sänfte nach Tarsus, wo Antonius damals sie erwartete, um ihre Rechtfertigung anzuhören, sich dafür zu verantworten, dass sie seinem Feinde Cassius Vorschub geleistet.

Nicht wie eine Hilfesuchende war sie damals erschienen, nicht wie eine irdische Königin, nein, wie die

Göttin der Schönheit und der weiblichen Erfindungsgabe, auf beiden Seiten des Flusses geleitet von jauchzend bewundernden Einwohnern, thronend auf ihrem vergoldeten Platz unter purpurnen Segeln und dem Schalle von Zithern, Flöten,



Schalmeien, nach deren Melodie die silbernen Ruder eingetaucht wurden in blitzend aufspritzende Wasser.

Hoch zu ihren Häupten zogen weisse Tauben hin mit roten Schnäbeln, Knaben, wie Liebesgötter gekleidet, fächelten ihr Kühlung zu. Sklavinnen von ungewöhnlicher Schönheit standen an Steuer und

Tau, als geleitete das Meer selbst in seinen liebreizendsten Geschöpfen die Lieblingstochter des Allmächtigen, die aus ihr geboren.

Vorbei der Traum!

Nun wieder die Erwägung!

Wie wird sie auf ihn wirken, von dem ihr Schicksal vorderhand abhängt?

Antonius aber kam immer wieder mit Vorliebe darauf zurück, wie er da auf seinem goldenen Richterstuhl allein gewesen, der ganze Markt wie ausgestorben. War doch das Gerücht: Venus kommt zum Bacchus in feierlichem Aufzuge zum Besten Asiens. Und dann die erste Zusammenkunft!

Bacchus wollte zuerst die Venus bei sich haben.

Venus aber bewies dem niedern Rauschgotte, dass er zuerst bei ihr den grossen Rausch holen müsse, um den so selig eingeleiteten Rausch auch recht zu pflegen und auszugestalten. Das andere, eine Verletzung der Rangordnung, ist so ordinär und ganz besonders entwürdigend für Himmlische. Und das leuchtete dem Bacchus ein.

Also er war zur Venus gekommen. Und wie die ihn aufnahm!

Hei, war das ein Willkomm, war das Duft und Farbe und kostbare Polster, dass darauf sich niederzulassen eine Handlung der Schönheit, und lange zu weilen, eine künstlerische Feinheit war.

Und diese Lichter!

Antonius war sicher Fest und Gepränge zeitlebens gewohnt gewesen, so dass er wohl vor nichts mehr in Erstaunen zu geraten brauchte, doch dieser Anblick war ihm neu. Welche Figuren sie bildeten: Säulenhallen und Tempel; eirund gewunden, viereckig und kreisförmig, in allen Gruppierungen hatte man das glanzspendende, beim Scheinen duftende Wachs verwandt; die ganze Umgegend hatte ihren Vorrat hergeben müssen.

Und wie's ihm warm und heimisch geworden und doch so eigen geblieben. Ein Verehren hielt ihn zurück, wo seine Kriegerfaust hätte zugreifen mögen.

Schon viel war durch seine Arme gewandert, alles hatte etwas von seinem Taumel, dem Rausche seiner Schönheit bei ihm gelassen: nie solches!

Was so aus ihren Augen sprach: eine ganze Welt war das des Fremdartigen.

Ihr Streicheln war wie Bedauern. Das zärtlich Mütterliche war darin und das Kindliche und doch auch wie das Spielen eines reissenden Tieres, eh' es loskrallt und beisst.

Und ihre Stimme! Ja sie war eigentlich nur Stimme, diese wundersame Königin. Dies reizvoll Rauhe, klagend und melodisch wie der Sammelruf von Vögeln, die tagelang über eintönige, öde Flächen zu fliegen haben; denn die Vögel der Höhe müssen in der Tiefe etwas haben, das ihr Auge belebt. Und wie es sich anschmiegte dies Sprechen und in der Tiefe mächtig wurde und voll.

Der Tod, den sie so liebte, den sie vor allem auch in der Liebe liebte, die ja auch nur ein Tod ist, ein süsser, lebender, wie er die Augen schliesst und ein warmes, süssmüdes Gewölk aus den beiden Menschen macht, die er zusammenführt.

Der lag darin in ihrer Stimme.

Und auch das vielgestaltige Leben, die Einbildungskraft, wie sie in der Liebe immer neuen Entzückungen die Wege weist und wie sie das weite Leben uns zu Gewinn, wie sie das Reich der Schönheit uns zum Spiel gibt.

Ja, auch das lag darin, und es war

für Antonius immer etwas Grosses, was er nie gekannt — haben das Götter, so dieses Weis'schmerzliche! Wenn sie mit ihrer Stimme hinaufstieg, wie aus finstern Totengewölben, aus ihrem rauhen Traume, wie sie zusammen so vor dem Totenrichter liegen würden: Antonius und sie.

Die Römer aber, sie machen sich das Leben angenehm, stellen die dazu gehörigen Götter darum: den Amor, den Bacchus, den geschickten Merkur, den hilfreichen Stammesgott Mars. Und den Rest, den schieben sie einfach in die Schattenwelt.

Da sieht es dann grau und nebelhaft genug aus:

Eine Rumpelkammer des Jenseits.

Ganz anders wie die Aegypter.

Bei uns ist der Tod die Hauptsache.

Weither grüssen die grossen Toten.

Schon die Pyramiden beherrschen mein Reich.

Und die Sphinxen erzählen von Verschleiertem.

Und von mir — ja da reisst er die Augen auf, mein Antonius! Hast wohl schon wieder geträumt, du Weltbesieger?

Ja, vom Weibe erzählen sie, die Sphinxen.

Ich aber sehe ernst nieder auf dich, muss ich ja darüber nachdenken, wie ich uns verteidigen will vor dem Richter der Verstorbenen, der bleich und hart, eine Riesenummie von lebendigem Erz, aufragt über alle Pyramiden und nun seine Lippen bewegt.

Und das Erz tönt Worte: scharf, hart, klar, weit über alle Welt.

Und alles ist voll von dieser Stimme. Und alle Seelen sind zerschnitten von ihm. Und ich muss nun sprechen.

Muss mich verantworten. Von dir. Wie du hierher kommst. Ein Fremder. Ein Feind.

Und ich armes Wurm soll mich verantworten.

Deinetwegen. Was soll ich sagen? So hilf mir doch —

Die Sache ist gefährlich.

Ja, so seid ihr, ein bisschen List! und ihr könnt nicht weiter.

Und wer hat mich hineingebracht?

Natürlich du! Alles um dich.

Merk dir ein für allemal, mein lieber Antonius, auch dann, wenn wir euch entgegen kommen, dann tun

wir das nur, um euch die Sache leichter zu machen.

Ihr wollt kommen, ihr sollt kommen.

Nur euretwegen tun wir das.

Wir kennen euch, ihr Tollpatsche, ihr. Und ihr kömmt ja nur zu euch bei uns.



Nur an euch, an dem, was bei uns euer ist, daran liegt euch: an uns eigentlich nichts.

Sonst, damit es mir gut gehe —

Dass ich was habe vom Leben —  
mich wohl fühle —

Das ist dir ganz gleichgültig. Nur dass ich verliebt bin! Verliebt in dich, du Bär, deshalb muss ich da sein. Deshalb hilfst du mir und machst Fija mit mir. Ja, ja An-

tonius, die Cleopatra ist nicht so dumm!

Eure tugendhaften Matronen daheim, die könnt ihr beschwätzen, nicht aber eine, die sich kennt, wild und unbesonnen weiss und tut darnach, weil sie will, weil es ihre Laune ist, weil ihr das bisschen Süß mit dem vielen Bitter dahinter noch am wenigsten langweilig vorkommt.

Nein, alles, nur keine Langeweile! Und, wenn es soweit kommt, langweilig will ich nicht sterben, mit Heulen, Wehklagen, wie es die andern so machen.

Bei mir soll Musik sein und alles — und du“ — hier griff sie nach seinen Händen, wie um Halt zu haben — „du Antonius, sollst mir die Totenrede halten.

Du kannst das.

In Rom, als Cäsar da lag auf dem Markte — ganz fein gemacht!

So mach's vor dem Totenrichter auch.

Warum soll's denn da nicht gehn? Der ist für dich doch nicht schlimm. Dich kann er ja nicht richten. Dich geht er gar nichts an.

Ich sage einfach: „Totenrichter, es war die Liebe. Sieh nach in den dunkelheissen Gängen meines Herzens, und wenn du da etwas anderes

findest, so hab ich eben geirrt und wusste es nicht besser zu deuten.“

Und stieg Cleopatra nun von diesem rauhen Traume mit ihrer Stimme auf und zeigte, wie sie zu Aethiopiern, Troglodyen, Hebräern, Arabern, Syrern und Medern in deren eigener Zunge gesprochen: es war wie ein zwitschernder Vogel, und doch mehr, wie ein Vogel, der gescheute Dinge zwitschert, die man so nur auf Thronen lernen kann.

So hat es angefangen in Tarsus.

So zog sie ihn von Tag zu Tag, von Lockung zu verwehrender List, von verwehrender List zur Lockung, Dirnentraut, dann wieder abweisende Königin — und immer Cleopatra!

Er musste, er musste sie haben.

Endlich sagte sie zu.

Ihre kleinen festen perlengrauen Hände fassten seine grossen braunen Schwertumklammerer, seine hier so ungeschickt aussehenden „Tatzen“, wie sie bewundernd sagte, während sie zärtlich gurrend darüber hinstrich — ist doch in Aegypten die Katze das heilige Tier, sollte da Cleopatra nicht die Katze der Katzen sein? — so strich sie mit ihrem Pfötchen leise gurrend über diese Bärenatzen hin.

Da sagte sie „Ja“ und sah ihn

fest an. Bestimmt und schelmisch bewegte sie ihr Köpfchen, ihr zartes, festes, unendlich feines, scharfes, ihr feierliches Schlangenköpfchen.

Ihre Haare, tiefschwarz in ohr-



vergrabende Strähnen verteilt, gingen wie starke schwarze, vollgesättigte Schlangen um ihre weissen Schultern und Arme spazieren, listig und beobachtend und die zarten rosigfeuchten Oehrchen lauschten und die feinen Mause- oder Schlan-

genzähnen hinter dem heissen Scharlachbände ihres Mundes.

Antonius konnte sich gar nicht losreissen, immer wieder bedeckte er diesen heissen, vom Atem der Leidenschaft gewürzhalt duftenden Mund mit seinen derben tüchtigen Soldatenküssen und die leis schaukelnd von den Strähnen des gelösten Haares umschmiegt — und umstreichelten, diese perlmuttergleissenden, tückisch feinen Sirenen — üppig blanken Schultern und Arme, die nichts Menschliches hatten, sondern auf Fabelwesen wiesen, mit ihrer Kühle, unter der man eine irrende lauende Wärme — eine fremde Welt verhaltener Glut witterte, wie etwas, das hervorspringen wird und etwas ganz Ungeheueres sein wird.

Als wollte er all das erwecken: „Du meine Nilotter — komm und umschlinge mich!“

Sinnend, fast wehmütig lächelnd betrachtete sie den grossen, von seiner Aufregung fast aufgelösten Mann — das Rom, das kalt erobernde, gewalttätig vernünftige Rom, das sie anfleht, von ihrem ägyptischen Arm erobert zu sein. — Das ist bedeutsam, das ist Geschichte, das muss sie festhaltend geniessen, sie die Königin, den

Liebessklaven, eh sie selbst mit Sklavin wird: „Nein, nein, Antonius! Diese üppigen Decken machen unsere Liebe weichlich. Gehen wir in dein Lager oder in meines, in das Zelt eines unserer gemeinen Soldaten und kämpfen wir da miteinander!



Oder nein: gehen wir uns umkleiden, dass uns niemand kennt, wie ein Nilmatrose und sein Liebchen.

Und so suchen wir so ein recht gemeines lärmendes Quartier auf, du klimperst mit deinem Gelde und wir gehen in die Kammer. Und dort gehört uns die Welt. Da sind wir die Welt. Je niedriger alles um uns ist da, um so höher sind wir.“

„Das wird eine Gabe sein!“ liess sich Antonius auf ein Knie nieder.

„Königin aller Himmel du! Ja, du hast recht. Kein Beiwerk! In Unansehnlichkeit wird unser Königtum um so höher erstrahlen.“

„Wie du schon vorgeeilt bist, du stürmischer Schwärmer!“ meinte in zärtlich bedauernder, unendlich leise abtragender Bewunderung Cleopatra.

„Du sagtest vorhin, ich möchte dich umstricken und beißen.“

Ja, du mein Augenstern, als ob deine ägyptische Otter nicht gleichermassen von dir umwunden und gebissen würde!“

„Gebissen von mir,“ staunte Antonius.

„Dann könnte es doch höchstens zerrissen sein — mit den Krallen — als Löwe.“

Cleopatra starrte bleich, seherhaft in uferlose Ferne.

„Ja, ja, so wird es kommen. Eine Schlange wird sich emporwinden und mich beißen, und ich werde vergehen, o so selig vergehen!“

„Mit mir?“ wagte Antonius zu flüstern in Ergriffenheit vor der Weihe dieses auf einmal gekommenen Priestertums.

Hoch aufgerichtet streckte die Seherin den rechten Arm aus, halb

zur Seite. Der Daumen war von den Fingern weit entfernt.

So steht man vor etwas Fremdem, dem Fremdesten, unserm eigentlichen Ich, das unter allerlei Gerümpel in der Regel so träge schlummert.

„Komm“, schrie sie auf und warf sich an ihn, wie ein Schiffbrüchiger den Felsen umklammert, an den ihn die Woge glücklich noch geworfen.

Warf sich an seine mächtige, noch starrende Brust vor diesem Abgrunde, der in ihr selbst sich aufgetan und ihr ihr Weitestes gezeigt hatte.

Wortlos gingen sie von dannen, erhandelten sich auf dem Trödelmarkte ernst und schweigsam noch ein Sistrum und eine Flöte.

Dann gingen sie, sie das Sistrum schlagend, er die Flöte blasend, durch die heissen Massengestauten, Garküchen, zitternden Kleingassen, die wimmelnden Kleingassen Alexandriens.

Wie war es ihnen so eigen unter den Sohlen!

Alexandrien!

War das nicht ihre Stadt?

So abenteuerlich, bunt!

So gegründet von einer Abenteuerkraft, die auch ausging, die



Welt so zu nehmen, wie sie diese haben wollte.

So voll von einem heissen, banger, prickelnden Selbsterwarten, von Kraft und Jugendsinn.

Ja, den hatten sie beide.

Wie waren sie in stolzen Jahren!

Jetzt rührte sie schüchtern das Sistrum.

Dann nahm er die Flöte vor und blies herzhaft.

Wie nur ein Dämon.

Vor seiner Phyllis.

Und die Masse kam und schloss sich an.

Da klimperten die Geldstücke. Viele rohe Geldstücke. Wenig Kostbares. Um nicht aufzufallen. Eine Schenke am Wege. Da hinein!

Musizierend schritten die beiden von der Mitte des Weges ab und gingen auf die Tür zu.

„Zum Schwerenöter Cleopatras“

— war die patriotische Inschrift über der Tür.

Also hinein in den Schwerenöter!

Auf der Schwelle drehte sich Antonius um: „Ich bezahle. Ich habe heute meine Heuer gekriegt. Jungens, wollen lustig sein! Einmal müssen wir ja doch alle daran glauben.“

Und ehe die Haifische es fressen oder die Krokodile — und mich dazu, ist es besser, wir verjuxen es gleich.“

Tausend, wie sie da nachdrängten!

Wie sie schmunzelnd einander ansahen!

Wie der Haufe immer grösser ward!

Wie der Wirt schmunzelte und mit seinen schmutzig-braunen Augen überall hin kommandierte — die kurzgeschorenen, weisshosigen Aufwärter — mehr noch als mit heisern Worten.

Wie da noch überall Bänke gestellt wurden: zwei noch auf die enge Strasse, dass die Vorübergehenden fluchend darüber stolperten.

Dann hinaus in die Küche, auf den engen Hof — überall hin drangen die Bänke.

Und nun stiegen die beiden königlichen Wirte auf den grossen Tisch und spielten und bestellten immer neu zu trinken.

Und forderten immer und immer wieder auf zu trinken, was sie könnten, und lustig zu sein und die Cleopatra und den Antonius leben zu lassen.

Und zwar schlug Cleopatra den Antonius, Antonius die Cleopatra zu Kandidaten dieser Ehrung vor. So freuten sie sich an der schwitzenden Freude der andern und den sauern Gesichtern, die sie selbst schnitten, wenn sie sich den Nilausbruch zu-tranken, die beste Marke, die der Wirt, der sich in einemfort die dicken rotblauen Hände über den Lenden an seinem schmutziggrauen, sackartigen Gewande abrieb, im Keller führte.

„Niler Ausbruch“ flüstert Antonius der Cleopatra zu.

„Das stimmt. Aus dem Nile kommt er und brechen wird man davon auch müssen.

Wie mir das in Rom passierte.

Hatte da auch die Nacht durchfolgt und musste morgens auf den Markt. Gericht oder Rede halten, oder so was.

Die Nacht vorher war es fidel



A. Calbet

zugegangen. Hatte ich da einen Koch in der Suburra, du weisst doch in der Nähe des Capitols, wo so dicht gedrängt der Pöbel wohnt — wie hier ungefähr. Der tat einen neuen Laden auf und traktierte alle Welt.

Bis zum Bersten sag ich dir. Und gesoffen wurde! Und gegröhlt und die Frauenzimmer quietschten. Alle Flötenspielerinnen, die der Abend noch vorbeiführte, mussten herein. Diese fetten schwitzenden Gesichter! Die qualmenden Fackeln! Zum Umkommen. Und das Rülpsen!“

Bei dieser Gelegenheit bemerkte Antonius, wie Cleopatra, wenn sie auch billigend nickte, doch kraus das Näschen zog.

So fiel denn das stolz sich vor-drängende Behagen an Volkstümlichkeit, das sich an Stoff und Vortrag selbst geweidet hatte, in sich zusammen.

Sie hatten vorher sich andere Namen gegeben. Auch ihre Namen hatten Verkleidung angelegt. Cleopatra hiess Napa.

So meinte Meno, der in anderer Umgebung Antonius war:

„Verzeihe, Napa, dass ich gewöhnlich werde. Aber die Umgebung — mit den Wölfen muss man heulen.“

„Das tust du gerade nicht“  
lächelte Napa.

„Du heulst nicht mit euren  
Wölfen.

Höchstens bei den Luperkalien.

Wärest du sonst wohl hier?

Was denkst du, wenn sie dich so  
sähen, die patres conscripti mit der  
toga praetestata, in ihrem feierlichen  
Staatsgewande?“

Meno machte eine wegwerfende  
Handbewegung:

„Ach die, lass mich mit denen  
zufrieden!“

Dann ging Napa auf seine Ent-  
schuldigung ein:

„Ich kann Possenspiele und  
Atellanenschwänke nicht mit dem  
Kothurn tanzen. Da nehme ich den  
Sokkus.“

Nun tat aus dem Knäuel sich ein  
Redner hervor, der ihnen gegenüber  
einen Stuhl bestieg.

Der begann:

„Sintemalen der Mensch kein Tier  
nich is und sozusagen weiss, was  
sich schicken tut, so hat mich die  
hochverehrte Versammlung hier-  
herum“ — Handbewegung! — „be-  
auftragt, bevollmächtigt sozusagen,  
euch beiden, für die Ehre, die ihr  
uns erwiesen habt, Dank zu sagen.

Das tue ich hiermit, indem ich ein Hoch ausbringe, in das ich alle verehrten Gäste mit vollem Halse — Herzen wollte ich sagen — und aus vollem Halse — Kehle wollte ich sagen — mit einzustimmen bitte.

Hoch Meno und seine Geliebte Napa!

Hoch, hoch und dreimal hoch!“

Mit lärmender Bereitwilligkeit hatten sich alle Anwesenden diesen Segenswünschen angeschlossen.

Meno und Napa verneigten sich und leerten unter furchtbarer Anstrengung, die Säure in ihren Zügen in lautere Süßigkeit und Holdseligkeit verwandelnd, ihre Tonbecher. Dann wischten sie sich den Mund: Antonius, wie sich's hier gebührte, mit dem Handrücken, Cleopatra, der das ekelte, mit einem Sacktuche, was ihr als zimperliches Weibsbild und als Geliebte des freigebigen Spenders ungerügt und ohne Spott hinging.

Nun stieß Cleopatra, die nichts aus dieser Stimmung verlieren wollte, den Antonius leis in die Seite:

„Du wolltest mir doch erzählen: von Rom, vom Markt — des Morgens — du warst bei einem Koch gewesen!“

„Aha!“ Antonius besann sich:

„Und als nun der Morgen graute  
— so ein recht niederträchtiges  
Grau, sag' ich dir — die Strasse  
schmutzig wie ein Ferkelstall.

Mir war so voll, so elend! Und  
doch sass alles so fest! Ich ging  
in ein Bad. Der Brummschädel ward  
nur noch schlimmer.

Ich dachte: saure Fische werden  
helfen.

Ich ging an den Strand und gab  
eine Sestertie für so'n Ding.

Kleines Geld hatte ich nicht bei  
mir.

Kaum dass ich einen Bissen her-  
unterkriegte.

Nun ward's lebhaft: die Patrone  
kamen, die Klienten, die Ritter.

Alles ging an seine Plätze.

Nur meiner war noch leer:

Der wartete immer noch.

Da durfte ich nicht länger zögern.

Wie sie mich mit Freudenrufen  
begrüssten!

Es waren schon allerlei Ver-  
mutungen aufgetaucht, denn weisst  
du: nirgends bildet sich leichter  
müßiges Gerede als an Markttagen.

Da haben die Leute ja weiter  
nichts zu tun, als Oeffentliches zu  
sehn und zu besprechen.“

„Aber ging denn das so bei

euch?“ — meinte Cleopatra — „mit dem beschmutzten übernächtigen Aussehen?“

„Ich hatte mich natürlich im Bade säubern lassen,“ erläuterte Antonius.

„Selbstverständlich!“

Und denk' dir nur das Pech! Kaum sitz ich da, oder vielmehr ich



war schon aufgestanden und will grade zu sprechen anfangen, da geht's schon los. Mein Freund Rufus hielt mir die Toga unter, das war mein Becken. Und die Bande lachte.

„Ja“, lachte Cleopatra, „und nahmen sie dir das weiter nicht übel? Ihr seid so ernst, so peinlich in Magistratssachen.“

„Al“ meinte Antonius, „sie kennen mich ja.“

Doch nun wollen wir dem Wirt sagen, dass es für heute genug ist. Er soll die Bande entlassen und uns ein Zimmer geben. Und wenn er sich selbst wo anders ausquartieren muss.“

Cleopatra nickte fromm und ernst — wie eine Braut.

Nun sprang Antonius von seinem Tisch herunter und ging mit dem Wirt beiseite durch die Massen hindurch hinter den Schenktisch. Der sah mit seinen schweren Augen auf seine dicke blaue wulstige Unterlippe, dann nickte er einige Male kurz und bedenklich und rief den ältesten der Aufwärter. Dieser verschwand.

Cleopatra hatte aufgehört, ihr Sistrum — das ägyptische Tamburin — zu schütteln und sah vor sich nieder. Unter dem groben Kleide spielte ein feiner Fuss auf und ab.

„Musike, Musike“, rief der aus seiner süßen Gewohnheit gerissene Janhagel, da das musische Element, das ihre groben Sinne so laulich umfloss, aufhörte sie zu umspielen, voll ärgerlichen Stutzens.

„Heute Abend gibt's nichts mehr.“

„Geht nach Haus, Kinder, grüsst Mattern und schlaft euch 'aus,“ entschied der Wirt.

Scheu und betreten, wie verletzt in ihren heiligsten Gefühlen, entfernte sich der Haufen.

So eine Pöbelseele ist eben so leicht verletzt wie entzückt, Antonius und Cleopatra aber liessen sich



am grossen Tische, auf dem sie vorhin gestanden, einander gegenüber nieder und warteten still und vor sich hinsehend, wie Gäste, die noch spät in eine Herberge treten, und warteten sittiglich, bis ihnen ihr Lager bereitet.

Endlich kam der Aufwärter zu-

rück. Er hielt eine Oellampe in der Hand, verbeugte sich und meinte:

„Wenn es den Herrschaften nun beliebt, das Zimmer wäre fertig.“

Denn das bestimmte Auftreten des Antonius hatte den Leuten ver-raten, dass sie's hier mit einer der unter den feinen Leuten so üblichen Verkleidungen zu tun hatten.

„Ich wünsche den Herrschaften noch eine geruhsame Nacht,“ liess sich der Caupo, der Schankwirt, den Petzel in der Hand, hinter seinem Ladentische noch vernehmen.

Dann schloss sich hinter ihnen der Vorhang.

Sie gingen über den Hof, eine schmale, winklige Stiege von schmutziggelbem Speckstein herauf. Der Aufwärter sperrte eine mit rostiger Stimme widerstrebende Tür auf, stellte den Leuchter auf den Abakus, der mit seinem Vorsprung auf zwei rohgehauenen schwarzen Sphinxköpfen eine vielbrüstige Isis trug.

Beide sahen sich nun in ihrem neuen Reiche. Nicht so ganz dürftig, wie sie's wohl gewünscht und wie's als Gegensatz zu ihrer Grösse gepasst — nicht ganz so demütig; dafür lag aber das drollig Plumpe, das barbarisch bewusst Herange-

schmückte darin, dass die Einrichtung gewöhnlicher Leute aufweist, wenn die mal in Luxus machen wollen.

So standen sie. Fremd. Verlangend. Ihre Blicke wurden lebendiger. Immer lebendiger. Neue Sterne glühten auf.

Eine sonderbare, einzige Brautnacht!

Und Cleopatra ward immer starrer.

„Nicht doch!“ sagten und baten leise ihre Geberden und Worte.

„Doch!“ sagte die schmerzlich ergebungsreiche Müdigkeit des Weibes.

„Cleopatra!“

„Antonius!“

„Napa!“

„Meno!“

Zwei Sieger nun — ergaben sie sich selbst.

Schon graute draussen der Morgen, schon regt sich der frührüstige Tumult der Handelsstadt, schwach wie Vögel, die ungewiss, ob es schon ihre Zeit ist, im Nest zu zirpen anfangen — da erst schlummert das königliche Paar ein.

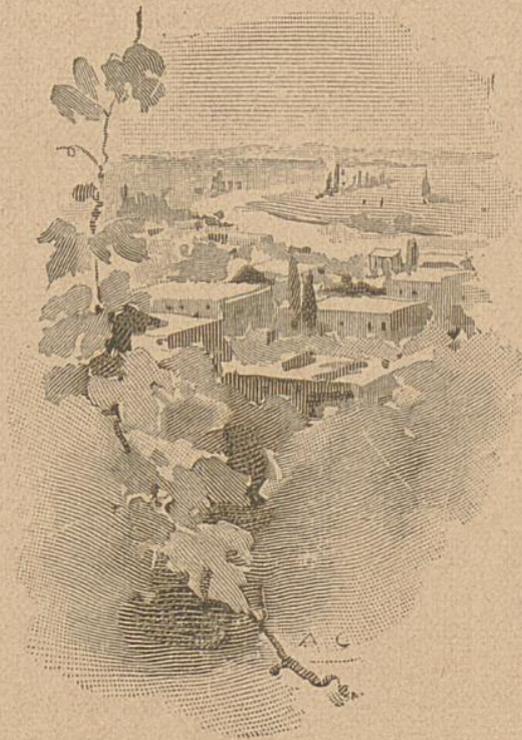
Schon näherte sich die Sonne dem Scheitel des Himmels.

In diesem Augenblick ward wieder geklopft.

„Seid ihr munter? Was wünscht ihr? Honigwein und Fladen oder schon Mittag? Es ist gleich fertig

Wir haben Tunfisch in Butter, Dattelragout und Palmenwein.“

„Tunfisch in Butter, Dattelragout



und Palmenwein,“ wiederholten immerfort auf ihren Betten tanzend die beiden Uebermütigen.

Einen Augenblick zögerte der Aufwärter, dann legte er einen festen nachdrücklichen Ton in seine Stimme:

„Also, es bleibt dabei?“

„Natürlich, es bleibt dabei, es bleibt dabei, es bleibt dabei!“

Antonius aber stand da wie der Koloss von Rhodos auf seinen nervig gespreizten Beinen und wiegte wie ein Püppchen von feinem kränklichen Elfenbein die Cleopatra hin und her auf seinen Armen.

„Dunnerschick, sünd dat een poor ondögende Minschenkinner, keen bitzken Vernunft in'n Bregen,“ meinte der Aufwärter, als er mit dem erhaltenen Auftrage zu seinem befreit aufatmenden Patron zurückkehrte. Doch der Patron machte ein sehr finsternes Gesicht. Denn eben erst hatte ihm sein morgendlicher Stammgast erklärt, gestern im Laufe des Tages sei bei einem Wechsler in der Königsstrasse durch einen Matrosen auf eine falsche Marke hin eine bedeutende Summe abgehoben worden.

„Wenn das eben nur nicht unser ist?“ — meinte er zu dem Aufwärter.

„Wir haben neulich erst den Aufseher der öffentlichen Sicherheit hier im Hause gehabt, damals, als der durchgebrannte Hafenaufseher bei uns logierte.

Das macht keinen guten Eindruck. Mach, dass sie weiterkommen! Sag, die Kammer wäre bestellt.“

„Ja, aber das bestellte Essen!“  
— gestattete sich der Aufwärter zu bemerken.

„Ach, Essen hin, Essen her, wenn ich die Wirtschaft los werde, ist mir so wie so das Essen versalzen.

Sag, sie sollten sich aus dem Staube machen, oder es passiert was.“

Blutend kam der Aufwärter zurück.

„Hat der Kerl Kräfte! Hat der mir eine gelangt. Ich glaube, drei Backzähne schwimmen mir im Maule. Soll ich zur Polizei!“

„Bist du reinweg des Teufels?“  
— trat der Wirt auf.

„Dass ich die Kerle wieder ins Haus kriege! Dann besorge ihnen lieber das Essen und sieh, dass sie bald fortkommen!“

Als der Aufwärter den beiden ansagen kam, dass das Essen bereit sei, krümmte sich Cleopatra wie ein brennender Oelzweig unter einem Opferkessel an den Lippenbränden des glühenden Antonius.

„Hinaus, unverschämter Bursche, zum Kuckuck mit deinem Essen!

Komm, Cleopatra“ — im Eifer vergass er sich — „wir wollen zu uns nach Hause gehen. Da haben wir Bequemlichkeit, das ist mal Ab-

wechslung nach der ewigen Störung. Hier ist man seines Lebens nicht sicher vor all den Zudringlichkeiten!

So ein frecher Patron ist mir doch schon lange nicht vor die Augen gekommen. Hängen lässt du den Kerl, Cleopatra, augenblicklich! Hier muss ein Exempel statuiert werden.“

„Das wollen wir lieber denn doch sein lassen“ — lachte Cleopatra aus der Decke hervor, die sie sich als Mantel umgenommen — „nun sind wir Privatleute.

Dafür ist es eben Inkognito. Da heisst es alles einstecken. Aber gehen wollen wir, da hast du recht, und zwar einmal zu mir; da bin ich am meisten vor allen Ueberrumpelungen sicher.

Nach all dem Lumpentum und Umhergeworfenen verlange wenigstens ich einmal nach etwas königlicher — wenn nicht Pracht, so doch Frische und Reinheit.

Und dir tut ein Bad auch gut.

Uebrigens, du grosser Fuchs, bald hättest du mich in aller Unschuld des Herzens verraten.

Ein Glück nur, dass es viele loyale Untertanen gibt, die ihre Töchter nach mir nennen.

Er guckte nicht mal; so etwas Gewöhnliches musste ihm der Name sein.

Freilich, hätte er gewusst, dass er hier das Original zu verehren — und zu bedienen habe. Du, sein Gesicht hätte ich sehen mögen. Nun auf und davon!

Sieh, ich bin mit meinem Anziehen schon fertig.

Nun, der Anzug ist allerdings offenherzig genug, wie sich's eben für eine Dirn meines Schlages schickt.

Nun, das ist gut, da sind dir ja die Bänder abgerissen oben an der Jacke.“

„Schadet nichts, geht so“ — meinte Antonius.

Noch zwanzig Silberstücke, die verteilen wir draussen — hier hast du die Hälfte — der Kerl kriegt nichts mehr.“

Doch Cleopatra, die heute so leicht und toll fühlende Cleopatra schüttelte den Kopf.

„Nein, mein Freund, nicht ordinär! Könige sind immer und zu allen Zeiten königlich. Der Kerl kriegt eben alles.“

„Gut,“ — meinte Antonius — „also der Kerl kriegt's.“

Hierbei zog er die Aufbrechende noch einmal an sich und drückte ihr einen Kuss auf die lachendstolzen Lippen.

„Sieht das Mädchen heute aus! Ein wahrer Staat!“

„Ist es ja auch“ — bekräftigte Aegyptens Königin.

Antonius öffnete die Tür und rannte wieder gegen den Aufwärter.

„Ist doch die Möglichkeit!“

Hier — und hier — und hier!“ — warf er ihm das vorrätige Geld an den Hals.

„Wo geht es 'raus hier?“ — brüllte er zurück.

„Zweite Tür rechts“ — stammelte der bestürzte und innerlich froh die wertvollen Wurfgeschosse, womit er beworfen war, auflesende Ober.

Fremdartig loheten ihre satten, traurigen Augen einander an.

„Weisst du, Antonius, warum ich immer solche Angst vor dem Tode habe? Weil ich so ein Kind bin, immer ein Kind gewesen, immer ein Kind bleibend. Böse, unglücklich und — immer frierend“ — Antonius umschlang sie mit seinem Mantel, Cleopatra fuhr, ohne das zu beachten, fort — „und da ist man immer so unruhig und von was ab-

hängig, da fühlt man immer: man hat was begangen, aber auf das Einzelne kann man sich nicht besinnen.

Aeh!

Mach mich heiter, Antonius, mach mich heiter!

Dies Possenreissen nützt gar nichts und macht mich eigentlich nur immer noch trauriger.

Aber nein, du kannst es nicht. Und ich quäle dich ja nur, wenn ich dir das immer so sage. Ich habe so was in mir, das ist dir wie ein schwarzer Schmetterling, der immer so die Schwingen bewegt, als ob es vom Fliegen anders würde.

Und ob er über die heitersten Blumen fliegt, schwarz bleibt er und schwarz sinnt er. Es liegt in ihm. Und alle Mächte der Welt bringen das mal nicht heraus.“

Antonius lachte auf.

„Was lachst du?

Ein sonderbares Lachen!“ fuhr sie fort.

„Es klang, als wenn man grosse Steine gegeneinander bewegt.

Was sollen denn diese Mühlsteine zermahlen und zermalmen?

Was hast du denn, du, das da darüber so lachst? Zeig' her die Tafel!“

Antonius hielt sie zögernd noch umspannt:

„Wenn du lachen kannst, wie ich eben, dann ja. Sonst nein.“

Cleopatra sah ihn voll an.

Dieses Lachen habe ich gekannt eher denn du. Ich lach' es immer. Innerlich. Es ist mein Grabgesang. Wenn ich sterben geh', dann lach' ich's wohl zum letztenmal.

Aber sag!“

Antonius lachte von neuem.

Diesmal heiter. Wie man zu einem guten Scherze lacht, wenn er ganz in unser Zwerchfell getreten ist und das um keinen Preis verlassen kann und uns immer wieder auf's neue anfällt.

„Also unser strebsamer Hofpoet Flaccus hat vorgearbeitet.

Weisst du, die Ereignisse können ein bisschen jäh kommen und uns überstürzen wie Springquellen.

Nun hält es aber unser Horatius — seine Frau Muse scheint eine etwas umständliche Madam zu sein — mit einer Vorbereitungszeit von neun Jahren für alles, was Musenwerk ist.

Und will er mit dem Gesindel so gar nichts zu tun haben und versichert uns tönend:

„Ich hasse den Pöbel und halt'

ihn mir ganz ergebenst vom Leibe“  
— nun, da möcht' ich mir ganz er-  
gebenst die Frage erlauben:

„Hör' mal, Verehrtester, von wel-  
chen Ahnen stammst du denn eigent-  
lich ab, dass du gar so grosser Vor-  
sicht bedarfst bei deinem täglichen  
Umgang?“

Dieser Horatius, der nun einmal,  
das muss ihm der Neid lassen, auf  
gute geschliffene Form hält, hat vor-  
ausgesehen, das es uns beiden bald  
schofel geh'n muss.

Er hat angenommen, du lebstest  
nicht mehr und dir die geziemende  
Totenklage gesungen.

In seiner eitlen Verfasserfreude  
muss er wohl einem guten Freunde  
die Sache vorgelesen haben. Der  
gute Freund hatte zufällig ein gutes  
Gedächtnis, und so wurden denn  
Abschriften gemacht.

Und ich wieder hatte einen guten  
Freund, der mir so eine Abschrift  
zusandte.

Willst du sie hören?“

Cleopatra setzte sich auf seinen  
Schoss und begann, in die Tafel mit  
hineinzusehen.

Antonius aber fing an, dazu  
scherzhaft mit den Füßen auf-  
stampfend und so das Mass markie-  
rend, wobei ihm Cleopatra mit an-

mutigen Verneigungen auf dem Schosse des Geliebten das Geleite gab, die Ode zu lesen, die da beginnt:

„Nun heisst es trinken, nun mit fröhlichem Fuss den Boden schlagen!“

„Nicht übel!“ meinte Cleopatra.

„Ein bisschen trocken! Aber es ist Melodik darin.

Indes ein Archilochos ist er nicht, dass sich vor seinen Jamben die Menschen erhängen müssten.

Noch nicht einmal so ein krächzender Rabe, wie der Hypponax von Lesbos.

Sonderbar, Antonius, dass Tragödie und Satyrspiel so nahe zusammenwohnen: meine Schwester Sappho und dieser hässliche, bucklige Spötter.

Ob die beiden wohl, wenn sie zusammengetroffen wären, sich hätten verständigen können: sie, die Menschgewordene Schönheit und Anmut, er das gerade Gegenteil?“

„Vielleicht grade!“ entschied Antonius. Sind wir nicht auch Gegensätze? In allem und jedem?

Ist das nicht überhaupt sonderbar, nicht Schicksalsschluss, dass wir uns haben kennen und lieben lernen müssen?

Und dass nun das auch von unsern Völkern gilt?

Was ich bestimme, das hat zu gelten. Die patres conscripti, die Nickebrüder, nach denen frage ich nicht erst lange.“

Cleopatra nickte.

„So wollen wir uns recht, recht lieb haben und an gar nichts, an gar nichts weiter denken — und unsere Götter gemeinsam verehren.

Nun, das seid ihr ja so wie so gewohnt bei euch.

Ob das wirklich hilft?

Ob eure Götter euch gegen uns helfen, wenn ihr sie da so verehrt?

Mir scheint es ganz anders gekommen zu sein in der letzten Zeit, und nun geht es viel, viel schlechter hier. Ihr habt uns unsere Götter geraubt, ihr Bösewichte!“

Cleopatra sprach das nicht scherzend, sondern mit voller Wucht der Anklage.

Dann fuhr sie fort:

„Ja, du hast recht. Wie soll er uns verstehen, euer Horatius, unsere Weinen, unser Weh.

Das müsste schon ein Dichter sein, der uns das Totenlied singen wollte!

Aber er wird schon noch kommen, dieser Dichter, dieser unser

Dichter. Gab es doch einmal einen Homer! Das ist so ein Königsdichter. Nicht für Lakaien.

Wir sind so hoch, so eigen: wir müssen mal einen Dichter finden.

Da brauchen wir Meister Horatius nicht. Wir können warten.

Weisst du,“ — und sie legte Antonius die Hand auf die Schulter — „wie der wohl aussieht, der uns dichtet? Uns alle beide. Wir gehören so zusammen. Gar nicht loszulösen, der eine von dem andern. Wer dich findet, findet mich mit. Und wer mich findet, hat auch dich. Weisst du, das Allermeiste in mir mir bist doch du. Du, das Grosse in meinem winzigen Persönchen: Ist das nicht wunderbar? Nicht gegen die Naturgesetze?“

Antonius presste seinen feuerroten, begehrlchen Mund auf ihre feinen Lippen: diese begehrlche Wunde des Genusses.

Geheimnisvoll träumerisch, wie die Weiber lächeln, die ihre Reize geehrt wissen, lächelte Cleopatra.

Antonius fuhr auf:

„Aber durchwachsen lassen möchte ich den Patron doch mal von Herzen gern!“

„Wen denn?“

„Nun, den Kerl aus Tibur, du NÄrrchen! — Wir gehen unter und er lacht und besäuft sich und fängt mit seinen krummen Beinen an zu tanzen. — Zu unserer Totenfeier — der Lump!

Lache nicht zu früh, Poetlein, du weißt — es liegt nur in meiner Hand, und du mußt eher daran glauben als unsereiner.“

Cleopatra wehrte lachend ab:

„Lass ihn, Antonius, lass ihm sein Vergnügen! Er belustigt uns doch mit seinem ernsthaften Possenspiel. Dafür müssen wir ihm dankbar bleiben und ihm seine kleinen Scherze nicht weiter übel nehmen.

Nach irgend einer Seite hin muss er doch seine Verbeugungen machen, und stehen wir an der Gegenseite, so bekommen wir die dazugehörenden Püffe ab. Das geht einmal nicht anders. Das ist Naturgesetz.

Ich möchte einmal seine Lalage sehen, süsslächelnd — süsser noch redend. Herrgott, muss das eine Gans sein, so einen Liebhaber auszuhalten!

Da lob' ich mir die Nerina. Die kriegt's ab. Da muss was dahinter sein. Da lob' ich mir den Wolf, der ausreisst vor seiner hässlichen Visage und dem läppischen Geversel.“

„Kleine Tigerkatze, du würdest es noch besser kriegen, als Nerina, genössest du den Vorzug seiner näheren Bekanntschaft. Soll ich dich einmal hinschicken oder ihn herkommen lassen? Dann muss er dich täglich ansingen. Und schimpft er zu ledern, fünfundzwanzig. Das würden Satyren. Und um einen Titel braucht er weiter auch nicht verlegen zu sein, er könnte sie einfach ‚die Peitsche‘ nennen.“

Um diese seine Worte herum hob ein jäher Luftzug ihre, diesmal aus Laune goldgelb gefärbten, gekräuseltfeinen Haare wie eine aufgestörte Flamme.

Dicht lagen sie nun an und zeigten eine zarte, lange, trotzig eigene, einsame Schläfe und suchten eine zärtliche Hand, die sie warm und schirmend umfasste; umfasste, wie ein Gelöbnis, das ein Lippen- druck auf jede Seite besiegelte.

Als er sie wieder freigegeben von dieser milden Zärtlichkeit, die ihre sinnende Trauer nicht zu stören wagte und voll auskostete, sah sie nachdrücklich hin in das Leere, in das, was nicht ist: „Wir sind beide so einsam hoch, so stumm unglücklich, auch wenn wir laut sind. Laut wollen wir immer sein, um es nicht

immer so stumm zu haben. Wir bei uns kennen keine Kinder. Nur Erwachsene. Und wir sind verlassene Kinder.

Weisst du, wenn es soweit kommt, so ein mörderisches Hals- oder Armband, so eine feine, zierliche, so gar nicht plumpe Schlange, die zu mir passt.

Willst du auch eine?

Nein?

Nun, du bist für das Derbe, deutlich Brutale, das Schwert, du Römer.

Ich will doch mal probieren. Ich habe da einige im Kerker sitzen. Sie müssen sterben, weil sie dein Bild verstümmelt haben. An denen will ich die Schlangen versuchen. Sie sollen mir was vorsterben. Hoffentlich geht's. Gehen sie mir mit gutem Beispiel voran.“

Antonius lächelte:

„Legst du dir aber einen mörderischen Säugling zu, einen Jungen, der seine Mutter tottrinkt.

Denk' nicht so was. Das macht alt. Siehst ganz aus wie ein Säugling, so überböse mit deinen welken Zügen.

Frisch muss mein Täubchen werden, frisch!

Hier — beiss!“

Er schob ihr einen Pfirsich in

den Mund. Gehorsam biss sie an, und er ass die Frucht weiter.

„Komm, trink!“

Er füllte ihren Becher und den seinen aus der Goldamphora. Der üppige Falerner duftete wie feines Oel und verlangte zu ihren Lippen empor, wie ein liebesuchendes Kind.

„Nunc est bibendum —“

Er trank.

„Und nun tellus pulsanda pedibus nostris!“

Einen Atellanentanz, derb bäuerisch!“

Er wiegte sich läppisch, fast in der Hocke um sie her, und sie suchte ihm mit neckischer Anmut unter den Armen oder so zu entkommen. Dann setzten sich beide, Cleopatra auf Antonius' Schoss.

Er strich über ihr Haar und zog sie zu sich:

„Der dumme Kerl! Er tritt das Erbe zu früh an. Er tötet dich vor der Zeit mit seinen Versen. So wirst du — immer nach seinem Ermessen — nicht nur unsterblich sein, unsterblich durch ihn, sondern auch wirklich länger leben. Denn Poetenwünsche sind unsinnig und bedeuten das Gegenteil.“

Also, auf viele Jahre — auf meinem Schoss — in meinem Arm!“

Er langte von dem Tisch ihr und sein Glas und bot ihr das aus seiner Rechten. Dann stiess sie lachend und mutwillig, während des vorsichtigen Anstossens und Trinkens leise von ihm geschaukelt, mit ihm an.

„Erinnere mich daran, wenn wir uns das nächste Mal verkleiden, dann suchen wir uns einen recht schäbigen Kretzer aus, und den trinken wir auf deinen ledernen, schäbigen Poeten. Ein guter Tropfen wäre zu schade für ihn!

Ja und dann — die ‚unnachahmlich Lebenden‘ sind aufgehoben, nun kommen die ‚zusammen Sterbenden‘ daran.

Wir wollen eine Liste herumgehen lassen, in der sich die einzuzeichnen haben, die sich verpflichten, gemeinsam mit uns zu sterben. Dass wir gleich mit dem gehörigen Gefolge unten im Orkus ankommen und der gute Pluto einen günstigen ersten Eindruck von uns empfängt, den gehörigen Respekt kriegt und uns demgemäss behandelt.“

Cleopatra klatschte vor Freuden in die Hände:

„Ein famoser Einfall! Der ganz meinem goldenen Antonius ähnlich sieht!“ — Und fiel ihm um den

Hals und küsste ihn ab mit allen  
Saharastürmen ihrer Inbrunst.

Vorbei mit Matrosenspässchen  
und Rüpelstückchen.

Das grantief blickende Schicksal  
war auf die Bühne, die Rüpelbühne,  
getreten, hatte den leichtfertigen  
Soccus, den niedern Schuh des  
Scherzes beiseite geschleudert und  
aus einer Falte seines düstern Ge-  
wandes den hohen Kothurn hervor-  
gezogen, der den Schritt erhaben  
macht in Weh und Würde, und  
gibt den beiden einen Wink, dass  
sie nunmehr diesen Schuh des  
Trauerspieles anzulegen haben.

Da besann sich Cleopatra auf  
ihr Aegyptertum und ward sich mit  
Schrecken klar, wie weit sie sich  
vom leichtfertig getönten Römertum  
des Antonius hatte forttragen lassen:

„Ihr habt so was Gesundes. Und  
das beleidigt die Götter. Wenn du  
so als Herkules, das Untergewand  
bis an die Lenden aufgeschlitzt, in  
unsern Serapistempel trittst, das  
beleidigt so einen stillen Gott ja auf  
das allerempfindlichste. Und dann  
verdirbst du mir meine Aegypter.  
Denen muss man immer den Herrn  
zeigen. Das Spielerische verachten  
sie. Und gibt man ihnen Ge-  
schenke, so meinen sie Recht dar-

auf zu haben, vernachlässigen ihre Pflicht und verlangen nur.

Und dein Scharmuzieren und wie du unsere Frauen verdirbst und deinen Spiessgesellen hilfst dabei, es ist schon nicht mehr schön. Du lebst hier unter uns ganz nach deiner Art, heute machst du mit, spottest morgen, gibst Schuften und nimmst Rechtsmässigen, ganz wie in Athen und Asien.

Dies, dein lärmendes Treiben, das Ungleichmässige deines Vorgehens hat überall Erbitterung erzeugt. Ich bin nicht mehr sicher im eigenen Lande, ich verderb's mit unseren Göttern, und darunter haben wir dann alle beide zu leiden.

Du unbesonnener Bacchus mit deiner Verschwendung. Alles rottest du auf. Deinem Koch gibst du, was ein Bürger sich durch Arbeit und Sparsamkeit sein ganzes Leben hindurch erworben. Du bist ganz nur Laune, lebendige Laune. Und überall türmt es sich auf.“

Aber während sich beide so unterhielten und einander berauschten, zog Unheil über Unheil herauf über sie.

Und ob auch Antonius mannhaft hinauseilte, um den Feind zu bestehn, ob auch Cleopatra mit Vorrat

und Geld ihrem Geliebten zu Hilfe eilte; ob sogar die edle Fulvia, die Gattin des Antonius, der Untreue ihres Gemahls nicht achtend, für Truppen und Ausrüstung sorgte: ein Sieg wollte nicht mehr zustande kommen.

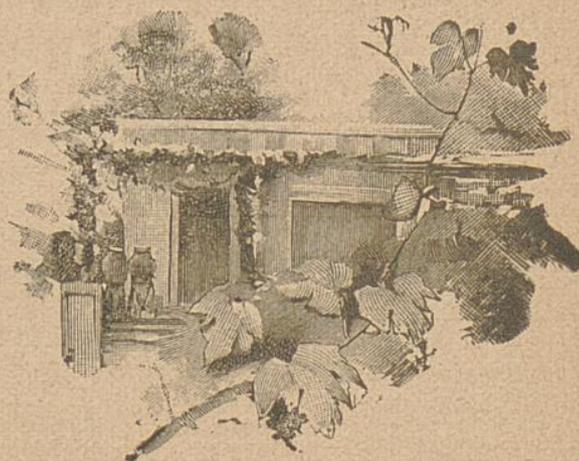
Verlassenheit hüben und drüben!

Den heimischen Mavors musste wohl Antonius' höchst verräterische und unpatriotische Liebelei erbittert haben, wie es Cleopatra mit der heimischen Isis gründlich verschüttet hatte, da sie sich als neue Isis ausspielte.

Ueberhaupt Rom war schlecht auf den Antonius zu sprechen.

Um zu Anklagestoff zu kommen, hatte man sogar die Sicherheit des bei den vestalischen Jungfrauen, als dem Orte der Unverletzlichkeit niedergelegten Testaments nicht geschont, das Testament des Antonius mit Gewalt fortgenommen und daraus ersehen, dass er als Leiche vom Forum nach Alexandrien zu seiner Geliebten übertragen zu sein wünschte.

Man hatte in Erfahrung zu bringen gewusst, dass Antonius der Cleopatra die wertvolle Bibliothek in Pergamus geschenkt, dass er auf offenem Markte ihr die Füße ge-



riehen, bei Gerichtssitzungen Liebes-  
briefe auf Onyxtäfelchen von ihr ent-  
gegen genommen habe.

Aergerlich, höchst ärgerlich!

Leider verliess beide in dieser  
gefährlichen Lage die Fassung, Un-  
sicherheit auf Unsicherheit be-  
schleunigte ihr Schicksal.

Antonius konnte auf keine Weise  
dazu beredet werden, auf seine un-  
gefüge Flotte zu verzichten, und als  
ein bewährter Hauptmann seines  
Fussvolkes kurz vor der Entschei-  
dung bei Aktium zu ihm sagte:  
„Ach, Imperator, warum verzweifelst  
du an diesen Wunden, an diesem  
Degen, dass du auf schlechtes Holz  
deine Hoffnung gründest? Aegypten

und Phönikien mögen zur See fechten; uns aber gib das Land, wo wir gewohnt sind, festen Fusses zu streiten und entweder zu sterben oder die Feinde zu besiegen!“ — da wusste er nur traurig mit der Hand zu winken.

Auch an bösen Vorzeichen hatte es nicht gefehlt: An der Bildsäule des Antonius zu Alba trat, so oft man sie auch abwischte, immer wieder Angstschweiss zutage. In Paträ brannte der Heraklestempel ab. Aus einer Darstellung der Gigantenschlacht brach eine Bakchosfigur los und stürzte auf die Bühne. Zwei Bildsäulen, woran des Antonius Name stand, wurden von einem Sturmwind umgestürzt, eine von ihm angelegte Kolonie Pisaura vom Erdbeben verschüttet.

In der Nacht vor der Entscheidung durchzog eine unsichtbare Bakchantenschar die Stadt und verschwand weit draussen vor dem feindlichen Tore: nun hatte sein Lieblingsgott ihn auch verlassen.

Kaum hatte Antonius seine Flotte aufgestellt, erhob sie die Ruder zum Grusse und vereinigte sich mit der feindlichen.

So löblichem Beispiel folgte alsbald die Reiterei.

Antonius raste: „Das hatte Cleopatra angestiftet; sie, für die er kriegte, verriet ihn an seine und ihre Feinde.“

Wirklich, ein Unding, so ein mehr von Leidenschaft als von Erwägung geleiteter Feldherr!

Dann, als plötzlich, ohne ersichtlichen Grund, die Cleopatra mit ihren sechzig Schiffen davonfloh, er hinterdrein, alles, den Kampf und möglichen Sieg im Stiche lassend!

Drei Tage sass er ohne Trank und Speise, ohne Wort und Bewegung am Steuer ihres Schiffes, das ihn aufgenommen; endlich auf Zureden der Cleopatra wieder versöhnt, assen und tranken sie wieder gemeinsam.

Verwundert mit grossen staunenden Blicken sah die Königin sich um. Vor sich die weinenden Dienerinnen. In der Ferne ein Sturm: ein Sturm mit Schwertern, worin blutige Blitze schiefen.

Ein Sturm der Schande und des Hohnes, der die Throngewohnte ergreifen und aus dem Lande zerren würde, weit fort auf dem Markt der grossen Feindesstadt.

Hier mit gebundenen Händen und kriechend, den Boden suchenden Blicken der Sklavin.

Angstvoll sahen ihre schwarzen, grossen, verlorenen Augen aus dem weissen Antlitz. Wie eine schwarze Nacht geht an ihrem feinen, mehr nervös dürftigen als üppigen Körper das Haar hernieder.

Solche Körper heben alle die schmerzhaften Erschütterungen, die sie erlitten, auf. Liebevoll grausam, sind sie böse und unglücklich.

So steckt das Leid an.

Hier in ihr Grabmal, die Stätte ihres zukünftigen Todes, hatte sie sich geflüchtet, vor ihres Reiches Einsturz und den durch die verheerten Trümmer ihrer Feldmacht rasenden Zornesflammen des Besiegten, des Herrschergrimmes, der an der Kläglichkeit seines Truppenmaterials sich zugrunde gerichtet wusste.

Aber Cleopatra, durch diese Unfälle selbst zum Aeussersten gebracht, mochte der Stichfestigkeit ihres bakchischen Athleten nicht eben allzuviel trauen. War er doch unberechenbar!

Halb Herakles, halb Bakchos, zog er die feinnervige Tochter des alten Aegyptens mit seiner kraftstrotzenden Gestalt und durch sein Unge-stüm doppelt an; aber im Unglück konnte seine Masslosigkeit jedes

Ansehen verlieren: ein Schrecken und eine Schmach zu sehen!

Ihr aber ist wie Tod dies fieberhaft zusammengedrückte, aussichtslose Leben. Wohin nun noch? Nur Ruhe, Besonnenheit zu einem Ende, nur diesen Aufschub will sie hier finden, die so in die Enge getriebene Feindin des römischen Weltreiches.

Bei sich die Schätze und Frauen, draussen die Feinde, von denen sie vielleicht mit viel weichbittenden Worten und Tränen noch etwas Milde erlangen kann.

Als dem Antonius nun das Gerücht zuging, sie habe sich in ihrem Grabmal ums Leben gebracht, da sagte er zu sich selbst:

„Was zauderst du noch, Antonius? Das Schicksal hat dir nun den einzigen noch übrigen Vorwand, dein Leben zu fristen, entrissen!“

Er ging auf sein Zimmer und löste seinen Harnisch.

„Cleopatra!“ rief er, „mich schmerzt es nicht, deiner beraubt zu sein, denn ich werde bald wieder zu dir kommen; aber es tut mir wehe, dass ich, ein so grosser Feldherr, von einem Weibe an Mut mich übertroffen sehen muss!“

Nun forderte er seinen Lieblings-

sklaven Eros auf, ihn seinem Versprechen gemäss zu töten; denn nun seien die Umstände eingetroffen.

Eros zog den Degen, holte aus — und erstach sich mit abgekehrtem Gesicht selbst. Als der Sklave zu den Füßen seines Herrn verschied, rief dieser:

„Recht so, mein guter Eros, du vermochtest nicht, es selbst zu tun, lehrst mich aber wenigstens, was ich zu tun habe.“ So jagte er sich den Degen durch den Leib und warf sich rücklings auf das Ruhebett.

Die Wunde war nicht tödlich; durch die ausgestreckte Lage kam das Bluten zum Stehen, der Verletzte kam wieder zur Besinnung und bat die Umstehenden, ihm den Gnadenstoss zu geben. Diese liefen fort, der Unselige schrie und wand sich, da kam von seiten der Cleopatra ihr Geheimschreiber Diomedes, der Befehl hatte, den Antonius zur Cleopatra in ihr Grabmal zu bringen.

Kaum hörte Antonius, Cleopatra sei noch am Leben, so befahl er seinen Dienern mit grossem Ungestüm, ihn aufzuheben und hinzubringen.

So trug man den wunden Mann vorsorglich bis an das Grabmal. Cleopatra stand an einem Fenster

und liess Taue durch dasselbe hinab. An diese befestigten die Diener den Antonius, und nun begannen Cleopatra und die beiden Dienerinnen, die ihre einzige Begleitung im Grabmal waren, die ungeduldige Last in die Höhe zu ziehen.

Die Arbeit ging langsam von statten, wenngleich die Weiber sich mit Leibeskräften an das Seil klammerten und es herniederrissen, wenngleich die Untenstehenden, als die leidenschaftliche Ladung bald ihren unterstützenden Händen entrückt war, durch ermunternde Zurufe die Mühen der Weiber zu fördern suchten, die unter grosser Verzerrung der Gesichtszüge die unruhige Last kaum zu bewegen vermochten, die über und über mit Blut bedeckt die Arme nach der Cleopatra ausstreckte und so das Bergungswerk sehr erschwerte.

Kaum war er oben auf ein Bett gelegt, als sich Cleopatra über ihn warf, ihre Kleider aufriss, sich den Busen zerschlug und ihn, ihren Herrn, ihren Gemahl, den Imperator beschwor, sie nicht zu verlassen. Bei der Geliebten hatte Antonius all' seine männliche Fassung wiedererlangt; er bat sie, falls es ohne Schmach sein könne, auf ihre Rettung Bedacht zu nehmen und sich

aus der Umgebung des Cäsar besonders dem Proculejus anzuvertrauen.

„Was mich selbst angeht, so bin ich nicht zu beklagen, sondern vor vielen glücklich zu preisen wegen des vielen Guten, das mir zuteil geworden; habe ich doch den ausbreitetsten Ruhm erlangt und die grösste Macht besessen und bin nun aber nicht auf schimpfliche Art als Römer von einem Römer überwunden worden.“

Noch einmal fassten seine Augen seine Liebe in einem Blick, dann wurden sie wesenlos; seine aufgehobenen Arme umfassten statt der Cleopatra den Tod.

Der stürmische Antonius hatte seine Ruhe. Um so mehr raste das erbitterte Schicksal über Cleopatra.

Cäsar sandte an die unterworfenen Feindin zwei Bevollmächtigte: Gallus und Proculejus. Gallus besprach sich mit ihr durch die Tür, in zwischen legte Proculejus eine Leiter an, stieg durch dasselbe Fenster, durch das man Antonius in das Grabmal hineingezogen hatte, und wollte sie beschleichen. Da rief eine der beiden Frauen, mit denen sich Cleopatra eingeschlossen hatte: „Arme Cleopatra, du wirst gefangen genommen!“



Cleopatra drehte sich um, erblickte den Proculejus und wollte sich mit einem Räuberdolche erstechen. Proculejus entwand diesen ihrer Hand, durchschüttelte ihre Kleider, ob sie nicht Gift bei sich führe und versprach ihr glimpfliche Behandlung, sofern sie nichts gegen sich weiter unternahme. Auch schickte Cäsar einen Freigelassenen Epaphroditus hin, der sie überwachen, sonst aber zuvorkommend behandeln sollte.

Obwohl mehrere Könige und Feldherren sich die Ehre ausbaten, den Antonius bestatten zu dürfen, überliess Cäsar den Leichnam Cleopatra.

Diese bestattete ihn mit aller Pracht; denn zu diesem Ende waren ihr alle Mittel zur Verfügung gelassen, und wozu hätten Reichtümer der Gefangenen noch gedient?

Ihre Brust war entzündet und voll fressender Wunden, so hatte sie sich verunstaltet. Sie verfiel in ein heftiges Fieber und dies gab ihr den Vorwand, alle Nahrung zu verweigern und so ihrem Leben unvermerkt ein Ende zu machen.

Der Leibarzt Olympus, den sie ins Vertrauen zog, unterstützte sie in ihrem Beginnen, doch die Römer schöpften Verdacht und bestimmten

sie mittels Drohungen und Versprechen hinsichtlich des Schicksals ihrer Kinder einstweilen weiter zu leben.

Die Behandlung der Kinder war eine verschiedene. Cäsar, der Sohn, den sie von Cäsar hatte, war von der Mutter nach Indien gesandt, kehrte indes auf die Vorspielung, Cäsar habe ihn zum Nachfolger seiner Mutter ernannt, zurück und ward hingerichtet. Die Tochter, Cleopatra, ward mit Juba von Nord-Afrika, dem gelehrtesten aller Könige, vermählt.

Dann verloren sich die Spuren der Nachkommenschaft aus so wilden, traurig heißen Liebestagen.

Nun wusste Cleopatra ihr Schicksal. In drei Tagen sollte sie nach Rom gesandt werden als Schaustück des Triumphes.

Nun schnell ein Ende!

Gut, dass sie noch rechtzeitig durch die Güte des jungen Unterführers Dolabella erfahren, was ihr Widersacher Cäsar, der Neffe ihres früheren Gönners, über sie beschlossen.

Mit beweglichen Worten ersuchte sie den Sieger, man möge ihr gestatten, Antonius ein Totenopfer zu bringen. Das ward bewilligt.

Erstarrte Tränen stachen in ihren Augen, die trübe glühten wie Grabeslampen. Die Wunden, die sie in diesen Tagen des Jammers ihrer Brust geschlagen, lebten wieder auf, ihre Wangen waren bleich und verheert wie Ruinen.

So stand sie zwischen ihren Frauen Iras und Charmion, die weinten und sie stützten.

Lange und kläglich bebten ihre einst so bleichen, nun so hart erstarrten Mundwinkel, dann kam es fremd und rauh von den bleichen Veilchen ihrer Lippen: „Teuerster Antonius, neulich begrub ich dich mit diesen noch freien Händen; jetzt bringe ich dir das Totenopfer als eine Gefangene unter genauer Bewachung, dass ich diesen sklavischen, zum Triumph über dich und mich aufbewahrten Körper ja nicht durch Tränen und Schläge misshandele. Erwarte nun keine andern Ehrbezeugungen oder Totenopfer; dies sind die letzten, die Cleopatra dir bringt. Im Leben hat uns nichts voneinander trennen können; aber im Tode müssen wir noch allem Anschein nach den Ruheplatz vertauschen. Du, ein Römer, liegst hier begraben, und ich Unglückliche werde mein Grab in Italien finden; den einzigen Anteil, den ich an

deinem Vaterlande nehme. Doch wenn die Götter daselbst nur einige Macht und Stärke noch besitzen — die hiesigen haben uns verraten — — so gib deine Gemahlin nicht lebend preis, lass es nicht geschehen, dass in mir über dich triumphiert werde, sondern verbirg mich hier in einem Grabe mit dir, in dem unter den tausend Uebeln, die mich treffen, keines so schwer und empfindlich ist, als die kurze Zeit, die ich ohne dich gelebt habe.“

Nun liess sie die Kränze bringen, die so reichlich über den Sarg gespreitet wurden, dass man von dem Golde nichts mehr wahrte und alles Farbe und Duft war wie ein blumenüppiges Beet.

Noch einmal fiel sie nieder und küsste die Blumen, die sie gebreitet und geordnet. Dann liess sie ein Bad rüsten und ein festliches Mahl auftragen.

Bei diesem sprach sie zu Antonius und bediente ihn, als sei er da.

Als es zum Nachtsch kam, ward ihre Liebenswürdigkeit finsterner Ernst.

Alle Gäste des letzten Mahles verliessen sie. Nur die beiden Frauen blieben bei ihr.

Nun verteilte sie die Feigen aus dem Körbchen, die ein Landmann während des Mahles ihr gebracht.

Da schoss eine über die Entziehung ihres Schlupfwinkels erboste Natter an ihre Brust.

Ein feiner, scharfer Stich, und der Tod zitterte der aus dem Leben Vertriebenen im Blute.

Als der junge Cäsar die Schreibtafel erhielt, die Cleopatra nach der Mahlzeit ihm versiegelt übersandt hatte, und las, wie die ins Sterben gehende um ein Begräbnis bei Antonius bat, sandte er sofort hin.

Cleopatra lag auf ihrem Prachtlager, zu ihren Füßen Iras. Charmion aber suchte taumelnd noch das Diadem ihrer Königin zu richten.

Dann sank auch diese treue Dienerin tot zu Füßen ihrer Gebieterin nieder.

Mit schwerer Zunge erwiderte sie dem Boten, der entrüstet ihr zurief: „Das ist schön, das Allerschönste, wie es sich für die Enkelin so vieler Könige schickt!“ Dann war auch sie hinüber.

So schloss das liebesheisse, qualenaufgewühlte Leben einer ägyptischen Königin, die das vierzigste Jahr nicht erreicht, aber mehr

als zweiundzwanzig Jahre geherrscht hatte.

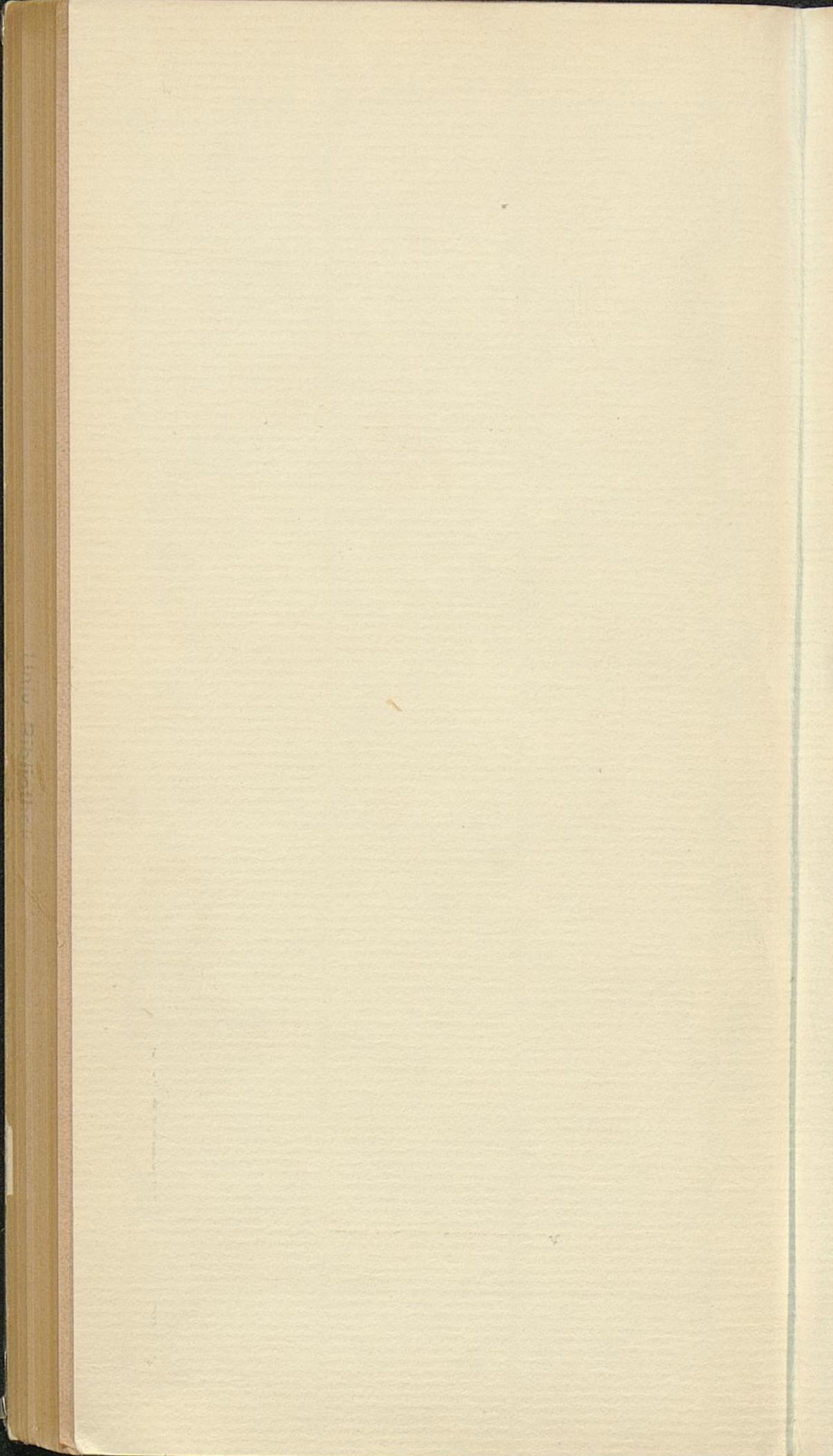
Antonius war siebzehn Jahre älter, als er mit sechsundfünfzig Jahren im ersten Schmerz seiner missberichteten Liebe das Schwert zog gegen sich selber.





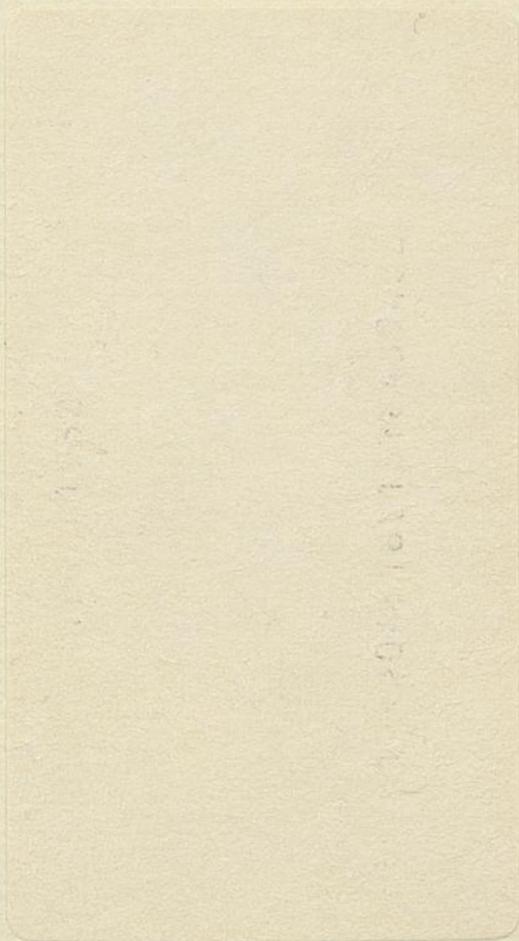






25. 9. 79 mg.

W





GHP : 11 CQCH1932